

Kunstentindert



Lissy Keilwagen, Der Weg nach Hause, 2002,
Gouache 21 x 30 cm



Kunst enthindert

Vom Entstehen und Betrachten:
Kunst von und für Menschen mit Behinderung





Die Fotos zeigen Werke von: (in der Reihenfolge von oben nach unten und von links nach rechts) Seite 2: Ellen Fuhr, viermal Thomas Kahlau, Ellen Fuhr, Mohamed Houmsi, Michaela Müller, Seite 3: Objekte von der vierten Biennale in Frankfurt/Oder

Wo stehen Berlins Betten?

Der Ökumenische Kirchentag 2003 in Berlin sucht Sie als Gastgeber

Bunt und lebendig – der Ökumenische Kirchentag 2003 steht vor der Tür, und wenn Sie wollen, auch vor Ihrer. Zur Unterstützung der Großveranstaltung vom 28.05 bis 01.06. werden für Besucher (mit Behinderung) noch Privatunterkünfte in Berlin gesucht. Wenn Sie einen oder mehrere Schlafplätze stellen können, wenden Sie sich einfach an die Schlummernummer 030 / 234 55 200 oder melden sie Übernachtungsmöglichkeiten unter www.oekt.de. Werden Sie Gastgeber und leisten Sie Ihren ganz persönlichen Beitrag von Mensch zu Mensch, damit beim Kirchentag auch niemand gähnen muss.

Auch die Fürst Donnersmarck-Stiftung engagiert sich vielfältig auf dem Ökumenischen Kirchentag 2003. Mehr zu Programm und geplanten Aktivitäten finden Sie auf Seite 53.



Neues aus der Stiftung

- Man täuscht sich S. 5
- Stolpersteine gegen das Vergessen S. 6
- Euthanasie und die T-4 Aktion S. 10
- Erholsame Tage für Flutopfer
und ihre Angehörigen im HausRheinsberg S. 11
- Betroffen S. 12
- Die Erde S. 12
- Das vorzeitige Weihnachtsgeschenk S. 13

Das Thema

- Ich sehe was, was Du nicht siehst S. 15
- Kunst enthindert S. 18
- An dem besonderen Farbverlauf
sollen sie zu erkennen sein S. 19
- „Schöpferische Ausdrucksformen“ S. 22
- Kreativität, was ist das? S. 25
- Aktuelle Angebote und Links
zum Thema „Kunst und Behinderung“ S. 26

Im Brennpunkt

- BBV klagt gegen das Land Berlin S. 27
- Die Zukunft des Telebus in Berlin S. 28
- Die bedarfsorientierte Grundsicherung S. 30
- Viel getan und viel zu tun S. 31
- Fühlbare Engagement S. 34

Im Dialog

- SGB IX und seine Pannen in der Praxis S. 35

Reisen

- Frühjahrsputz S. 37

Forum

- Bewegung und Wahrnehmung S. 38
- Was machte der Mann allein vor dem Vorhang? S. 40
- „Hilf mir, es selbst zu tun“ S. 41
- Vom Prenzlauer Berg zum Kurfürstendamm S. 44
- Leidenschaft S. 45
- Barrierefrei bis ins Detail? S. 45

Sport

- Genickbrecher und Gesetzlose S. 47
- Schnelle Bälle S. 48

Leben & Lesen

- Das Tagebuch eines Kakaniers S. 50
- Eingeschlossen im eigenen Körper S. 51

Tipps & Termine S. 53

Portrait

- Sicher in betreute vier Wände S. 56

Es war ein richtig kalter Vorfrühlingsmorgen, als wir uns zusammen auf den Weg machten, die Stolpersteine zu suchen. Wir zogen durch Friedrichshain und Kreuzberg, entdeckten die messingfarbenen Pflastersteine oft erst nach einigem Suchen. Das Granulat und der Streusand des gerade vergangenen Winters hatten die metallenen Erinnerungstücke mit einer Staubschicht überzogen. Einen hätten wir fast gar nicht gefunden, aber ein Passant zeigte uns die Stelle in der Admiralstraße. Er war über ihn wohl schon öfter mit den Augen gestolpert.

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung hatte die Stolpersteine zur Erinnerung an jüdische und behinderte Opfer der Faschismus setzen lassen. Wir putzten sie, um sie zu fotografieren. Denn wir wollten Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, die Aktion auch im Bild näher bringen. Dabei las meine Kollegin kurz aus den spärlichen Akten vor. Direkt in der Straße, in der die Opfer gewohnt hatten. Das ging uns unter die Haut.

Ihr Redaktionsteam

Impressum

WIR

Magazin der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Herausgeber:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Redaktion:

Thomas Golka / Ursula Rebenstorf / Helga Hofinger

Fürst Donnersmarck-Stiftung

Dalandweg 19, 12167 Berlin

Fon: 0 30-76 97 00-27; Fax: -30

email: golka.fdst@fdst.de

Internet: www.fdst.de

Redaktionelle Mitarbeit:

Sean Busenius

Gestaltung/Titel/Illustrationen:

bleifrei Medien + Kommunikation

Druck: Nordbahn gGmbH, Werkstatt für Behinderte

Erscheinungsweise: 3 Mal im Jahr

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 30. März 2003

Fotos: Benzelrath, Hurlin, Golka, Hofinger, Rebenstorf, Kahlau, Archiv FDS, Schipke, Turber, Schmidt.

Man täuscht sich

Neuigkeiten aus Rheinsberg

Da denkt man, bei einem jungen Projekt wie dem HausRheinsberg kann doch nicht schon wieder etwas Neues entstehen, über das zu berichten wäre. Da müsste eigentlich mal ein bisschen Ruhe einkehren. Doch man täuscht sich: In den letzten Monaten wurde wieder heftig gewerkelt und gebaut. Zum einen entstand eine in Rot und Schwarz gehaltene Bar im Hotel, die allen Gästen, aber auch allen Rheinsbergern jeden Abend ab 18:00 Uhr offen steht und neben einer Tanzfläche über 20 verschiedene, alkoholische und alkoholfreie Cocktails bietet.

Zum anderen wurde das Warmbad unmittelbar neben dem Hotelgebäude restauriert. Das 1907 erbaute, teilverklünnerte Gebäude wurde damals als öffentliche Bademöglichkeit für die persönliche Hygiene genutzt. Später war dort eine Einrichtung für Physiotherapie untergebracht, die auch nach der Wende noch einige Jahre bestand. An diese Tradition knüpfte die Stiftung an. Zeitgleich mit dem Bad eröffnete hier Ute Böhm ihre physiotherapeutische Praxis. Die Praxis steht allen Rheinsbergern offen. Sie ist komplett barrierefrei ausgebaut und bietet so den Hotelgästen die Möglichkeit, während ihres Urlaubs auch physiotherapeutische Behandlung in Anspruch zu nehmen.

Obwohl das Warmbad nicht unter Denkmalschutz stand, hat die Stiftung bei der Sanierung die historische Grundsubstanz erhalten. Historische Details, wie etwa das „Kur- und Warmbad Symbol“, wurden liebevoll wiederhergestellt. Die neue Rampe wurde mit zum Ensemble passenden Klinkern im Reichsformat verkleidet, die eigens gebrannt werden mussten. Michael Schmidt, Abteilungsleiter Baumanagement der Stiftung, dazu: „Wir freuen uns, dass mit dem Warmbad die



Infrastruktur für Menschen mit Behinderung in Rheinsberg weiter verbessert werden konnte. Mit der Fertigstellung löst die Stiftung ihr Versprechen zur weiteren Gestaltung des Areals ein.“

Noch etwas Neues gefällig? Seit Februar 2003 können auch Rollstuhlfahrer mit der Bahn nach Rheinsberg gelangen. Der Hublift zum Ausstieg in Rheinsberg steht zur Zeit noch ein bisschen verwaist auf dem Bahnhof, angekettet an den gelb-schwarzen Zaun, der den Bahnsteig vom angrenzenden Grundstück trennt, aber er ist da und kann auch benutzt werden. Dreijährige Verhandlungen haben ihm den neuen Platz beschert. Er kam aus Wittenberge nach Rheinsberg.

Das Personal zur Bedienung wurde von der Deutschen Bahn (DB) geschult. Der Rheinsberger Heimatverein und Mitarbeiter des HausRheinsberg teilen sich die Aufgabe. Damit hat Deutschland einen barrierefreien Bahnhof mehr. In der Vereinbarung zwischen dem Hotel und der Deutschen Bahn ist das Verfahren für die Nutzung klar geregelt: Ein Fahrgast meldet sich bei der MSZ (Mobilitätsservice Zentrale) der DB unter der Rufnummer 01805 512 512 an. Die MSZ informiert das Hotel, damit stehen die notwendigen Informationen wie Datum und Uhrzeit zur Verfügung. Ausgebildete Mitarbeiter des Hotels oder des Heimatvereins stehen dann zur Ankunftszeit am Bahnhof bereit und helfen mit dem Hublift beim Ein- und Aussteigen. Auch Tagesausflüge ohne Nutzung des Hotels lassen sich nach diesem Verfahren realisieren. Jetzt ist aber genug des Neuen.

Thomas Golka



Stolpersteine gegen das Vergessen

Aufmerksame Passanten haben bestimmt schon die kleinen goldfarbenen Steine vor einigen Hauseingängen in Kreuzberg bemerkt. Sie fallen zwischen dem typisch berlinerischen Kopfsteinpflaster nur durch ihre andere Farbe und Größe auf. Der Blick „stolpert“ über diese unaufdringlichen Steine, irritiert bleibt man stehen. Man muss sich tief hinab beugen, um die Inschrift auf den Steinen zu erkennen: auf jedem findet sich ein Name, ein Geburts- und ein Todesdatum. Die Namen klingen oft jüdisch, und immer weist das Todesdatum auf Deportation oder Ermordung hin...

**EMMA
BUKFOZER**

1874 - 1942
TODESORT IN MINSK

Die Rede ist von Personen, die während des Nationalsozialismus ermordet worden sind. Es sind die Namen von jüdischen Mitbürgern, von behinderten oder homosexuellen Menschen, Menschen, die aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit, ihrer Krankheit oder Behinderung, aufgrund von Lebens- und Partnerentscheidungen nicht in das nationalsozialistische Menschenbild in Deutschland von 1933 bis 1945 passten. Allein an die 55.000 Einwohner aus Berlin wurden zwischen 1941 und 1943 verschleppt und ermordet.

**MARGARETE
GAEBLER**

1876 - 1944
ERMORDET IN DER HEIL-
UND PFLEGEANSTALT
OBRAWALDE

DIE NAMEN DER OPFER, FÜR
DEREN STOLPERSTEINE DIE
FÜRST DONNERSMARCK-
STIFTUNG DIE
PATENSCHAFT ÜBERNOM-
MEN HAT:

**HENRIETTE
WAGNER**

1892 - 1943
ERMORDET IN AUSCHWITZ

Die Steine tragen den Namen STOLPER-STEINE

und tauchen seit 1996 vor immer mehr Berliner Hauseingängen auf. Die Idee stammt von dem Kölner Künstler Gunter Demnig. Die ersten STOLPERSTEINE verlegte Demnig in Köln Mitte der 1990er Jahre. Der Künstler begründete sein Projekt damit, dass die bekannten zentralen Denkmäler nur allgemein der Opfer gedenken können und zum Teil

auch nur auf bestimmte Opfergruppen bezogen seien. „Auf dem STOLPER-STEIN bekommt das Opfer seinen Namen wieder

– seine Identität und sein Schicksal sind, soweit bekannt, ablesbar“, erklärte Günter Demnig in der Broschüre, die im Februar 2002 vom Kreuzberg Museum und der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst (NGBK) herausgegeben wurde.

Die NGBK initiierte in der Oranienstraße in Berlin-Kreuzberg die Verlegung der ersten 51 Stolpersteine. Ein Antrag auf Baugenehmigung braucht sehr viel Zeit, so dass Günter Demnig die Steine zunächst illegal verlegte. Erst drei Monate später wurde das Tiefbauamt

auf die Steine aufmerksam, als sie bei Bauarbeiten in der Oranienstraße im Weg waren. Die Steine blieben und wurden nachträglich legalisiert. Das öffentliche

AMALIE HAASE

1869-1942
ERMORDET IN
THERESIENSTADT

Interesse war nun geweckt und es häuften sich die Anfragen beim Bezirk nach Patenschaften für STOLPERSTEINE. Die Bezirksverordnetenversammlung beschloss daraufhin, die Verlegung von möglichst vielen Steinen in Kreuzberg zu unterstützen.

Auch in anderen Bezirken sind die ersten schon zu finden. Von Herbst 2000 bis Ende 2002 wurden in

AGNES MINNER

1876 - DEP. 1941
TODESORT: LODZ

ganz Deutschland fast 2000 STOLPERSTEINE verlegt.

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung übernahm die Patenschaft für 16 STOLPER-STEINE, acht für jüdische Opfer und acht für Opfer der T4-Aktion. Sie wurden am 2. Juli 2002 am letzten Wohnort der Opfer verlegt.

Grundsätzlich gestaltet sich die Suche nach den historischen Spuren als schwierig. Mit dem „Gedenkbuch Berlin für die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus“ ist zwar eine Grundlage gegeben, die Angaben zu Personen anderer Opfergruppen, wie z.B. Opfer der sogenannten T4-Aktion (Siehe auch Hintergrundbericht, S. 10), sind jedoch schwieriger nachzuweisen.

Über acht der 16 Euthanasieopfer, für die die Fürst Donnersmarck-Stiftung STOLPERSTEINE gespendet hat, liegen der WIR-Redaktion Krankenakten des Bundesarchivs Berlin-Lichterfelde vor, welche uns das Heimatmuseum Kreuzberg-Friedrichshain zur Verfügung stellte.

Die Auszüge aus den Krankenakten ergeben nur ein unvollständiges Bild. Bei

ROSALIE BUKOFZER

1872-1942
TODESORT IN MINSK

ERICH MINNER

1901 - DEP. 1941
TODESORT: LODZ

MARGARETE MINNER

1898 - DEP. 1941
TODESORT: LODZ

ANNA KORNGOLD

GEB. 1872
STERBEDATUM UND
TODESORT UNBEKANNT

denjenigen Opfern, die wegen ihrer psychischen Erkrankung in einer Anstalt umgebracht worden waren, lässt sich die Lebensgeschichte eher nachvollziehen. Diese Geschichten beginnen am Wohnort der Personen und nicht in der Anstalt: Erzählt wird z.B. von einem psychisch erkrankten Jungen und die Überforderung des Vaters durch diese Krankheit. Der Vater schrieb dazu: „Am 15. Juli 1933 verstarb meine Ehefrau, was auf den Geisteszustand meines Sohnes eine starke Einwirkung hatte. Er verfiel wieder in seinen alten Geisteszustand zurück. Er geht mit Gegenständen auf mich los [...]. Auch habe ich schon des Öfteren bemerkt, dass, wenn ich morgens zur Arbeit aufstehe, sämtliche Gashähne aufgedreht waren. So befürchte ich, dass er durch das Öffnen der Gashähne ein größeres Unglück anrichten könnte.“ Der Sohn wurde für einen dauerhaften Aufenthalt in eine der Pflege- und Heilstätten Berlins eingewiesen, von wo er 1940 mit einem Sammeltransport in eine

GERTRUD KÖPKE

GEB. 1883
AM 22. JUNI 1940
ERFOLGTE DIE VERLEGUNG
IN EINE UNBEKANNTE
ANSTALT ZWECKS
ERMORDUNG DURCH GAS.

Tötungsanstalt verlegt und anschließend umgebracht wurde.

Andere Akten legen bruchstückhaft dar, dass bei der T4-Aktion Menschen umgekommen sind, die außerhalb vielfältiger Anstaltsaufenthalten ein „normales“ Leben führten, verheiratet waren und Familie hatten. In diesen Fällen ging der Zusammenbruch der Familienstrukturen, z.B. durch Scheidung und Kontaktverlust zu den

VIKTORIA KANAFKA

GEB. 1895
AM 22. JUNI 1940 ERFOLGTE
DIE VERLEGUNG IN EINE
UNBEKANNTE ANSTALT ZWECKS
ERMORDUNG DURCH GAS.

LUCIE KONZACK

GEB. 1901
AM 19. JUNI 1940 ERFOLGTE
DIE VERLEGUNG IN EINE DER
TODESANSTALTEN DER
ORGANISATION T4 ZWECKS
ERMORDUNG DURCH GAS.

Kindern, mit einem dauerhaften Anstaltsaufenthalt einher. In einem anderen Fall veranlasste nicht die Familie, sondern eine Vermieterin (sic!) die Einweisung einer an Schizophrenie



KURT GRITSCH

GEB. 1902

VERLEGTE MAN 1940 MIT EINEM SAMMELTRANSPORT IN EINE DER TODESANSTALTEN DER ORGANISATION T4 UND ERMORDETE IHN IN DER GASKAMMER.

erkrankten Nachbarin in eine Anstalt. Alle Patienten kamen zwischen 1940 und 1941 während der T4-Aktion in eine Tötungsanstalt oder wurden einige Jahre später im Zuge lokal begrenzter Euthanasieverbrechen umgebracht.

Mit Verlegung der STOLPERSTEINE werden die Deportationen der 1940er Jahre in eine unmittelbare nachbarschaftliche Nähe gebracht: Menschen wurden aus ihrer Wohnung zum Sammeltransport oder zur Einweisung in eine Heilstätte abgeholt und kehrten nicht mehr zurück. Es geschah nicht heimlich und unauffällig. Die Deportierten hatten Nachbarn.

Dazu schreibt Günter Demnig: „Durch das persönliche Erinnern an diesen Menschen, vor dem

Haus, in dem er bis zur Deportation gewohnt hat, wird die Erinnerung an ihn ganz konkret in unseren Alltag geholt.“

Die im Februar 2003 erschienene Broschüre berichtet über die Idee und die Vorgeschichte der STOLPERSTEINE.



Gleichzeitig enthält das Buch eine Sammlung von Aufsätzen über die Ausgrenzung und Verfolgung, die die jüdische Bevölkerung, Widerstandskämpfer, kranke und behinderte Menschen sowie Homosexuelle in Kreuzberg und Friedrichshain während der Jahre 1933 bis 1945 erfahren mussten. Die Broschüre kann im Kreuzberg Museum unter Tel: 030 – 50 58 52 33 bestellt werden.

Ursula Rebenstorf

ANNA JAEKEL

GEB. 1896

AM 1. APRIL 1940 ERFOLGTE DIE VERLEGUNG IN EINE DER TODESANSTALTEN DER ORGANISATION T4 ZWECKS ERMORDUNG DURCH GAS.

KÄTHE KEIL

GEB. 1910

AM 22. JUNI 1940 ERFOLGTE DIE VERLEGUNG IN EINE UNBEKANNTE ANSTALT ZWECKS ERMORDUNG DURCH GAS.

ERNST CONRAD

GEB. 1912

AM 21. MAI 1940 ERFOLGTE DIE VERLEGUNG IN EINE DER TODESANSTALTEN DER ORGANISATION T4 ZWECKS ERMORDUNG DURCH GAS.

Euthanasie und die T4-Aktion

Der Begriff T4-Aktion bezeichnet die konzentrierte systematische Tötung von psychisch kranken und behinderten Menschen während der Jahre 1940 bis 1941.

Diskussionen zur Tötung kranker und behinderter Menschen reichen in das 19. Jahrhundert zurück. Sozialmediziner, Juristen und Psychiater diskutierten zunehmend nicht nur das Für und Wider von Tötungen, sondern schon Methoden und Maßnahmen, die schließlich ihren Weg in die Politik fanden. Bereits 1932 wurde dem Preußischen Landesgesundheitsrat ein Gesetzesentwurf zur Legalisierung der rassenhygienischen Sterilisierung, die Grundlage des am 1. Januar 1934 in Kraft getretenen „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ (Zwangssterilisation) vorlegt. Dieser Gesetzesentwurf wurde von sozialpolitischen Interessengruppen, ärztlichen Berufsverbänden und kirchlichen Trägern der Wohlfahrtspflege begrüßt. Bei der „T4-Aktion“ wurden mit Hilfe von ärztlichen Meldungen mehr als 70.000 Opfer, Kinder und Erwachsene, die sich zumeist in Anstaltspflege befanden, zentral erfasst und anschließend unter großer Geheimhaltung in eine der insgesamt sechs Tötungsanstalten überführt und durch Gas ermordet. Die Tötungsanstalten besaßen eigene Standesämter, die bereits im Vorfeld die Totenscheine mit Todesursache ausstellten. Die Angehörigen der Opfer erhielten dann Nachrichten, dass der Patient unerwartet an einer Krankheit gestorben und bereits eingäschert worden sei. Die T4-Aktion wurde im August 1941 von Hitler eingestellt, aufgrund von Beunruhigungen in

der Bevölkerung, von öffentlichen Protesten katholischer und evangelischer Geistlicher, aber auch durch Machtverschiebungen im NS-Staatsapparat. Die „Endlösung der Judenfrage“ hatte nun oberste Priorität. In den Jahren 1942 bis 1945 fanden jedoch weitere dezentrale Euthanasieverbrechen statt.

Insgesamt starben bei vorsichtiger Schätzung ca. 3000 Berliner im Zuge der T4-Aktion.

Ursula Rebenstorf

Literatur zum Thema T4-Aktion und Euthanasie

Benz, W.; Graml, H.; Weiß, H.: **Enzyklopädie des Nationalsozialismus**, Band 25, Berlin 1997.

Gutman, Israel; Jäckel, Eberhard; Longrich, Peter (1998): **Enzyklopädie des Holocaust**. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden.

Gerrit Hohendorf, Maike Rotzoll, Paul Richter, Wolfgang Eckart, Christoph Mundt: **Die Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie-Aktion T4“**, Erste Ergebnisse eines Projektes zur Erschließung von Krankenakten getöteter Patienten im Bundesarchiv, Berlin 2002.

Ernst Klee: **„Euthanasie“ im NS-Staat, die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“**, Frankfurt am Main. 1983.

Dokumente zur „Euthanasie“. Hrsg. von Ernst Klee, Frankfurt 1985.

Götz Aly (Hrg): **Aktion T4 (1939-1945)**. Die „Euthanasie“-Zentrale in der Tiergartenstraße 4, Berlin, 1989.

Erholsame Tage für Flutopfer und ihre Angehörigen im HausRheinsberg

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung und eine niederländische Stiftung sowie Hotelgäste und Mitarbeiter vom HausRheinsberg spendeten für sächsische Opfer der Jahrhundertflut.

Insgesamt 49 Flutopfer aus Sachsen, Menschen mit Behinderung und ihre Angehörigen, konnten sich im HausRheinsberg, Hotel am See vom 4. Dezember bis 8. Dezember 2002 entspannen und erholen. Möglich wurde diese Aktion durch das Engagement der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin und der niederländischen Stiftung Het Dorp, einer Förderstiftung aus Arnheim (NL). Ziel der Aktion war es, den Flutopfern in der Situation des Wiederaufbaus eine Atempause zu verschaffen und eine Zeit der Ruhe und Erholung zu ermöglichen. Die Fürst Donnersmarck-Stiftung und die Stiftung Het Dorp übernahmen die Kosten für besonders stark betroffene behinderte Personen und deren Angehörige. Auch Hotelgäste und Mitarbeiter des HausRheinsberg unterstützten diese Aktion finanziell.

In enger Abstimmung mit dem Sächsischen Staatsministerium für Soziales und den betroffenen Landkreisen, die auch die Auswahl der Teilnehmer an diesem Programm übernahmen, wurde die Aktion in Sachsen organisiert. Die Gäste wurden am 4.12.2002 um 9:30 Uhr von einem Sammelplatz in der sächsischen Landeshauptstadt mit behindertengerechten Fahrzeugen abgeholt. Das Rollstuhlcenter Beck, eine in Dresden ansässige Firma, und Mitarbeiter des Hotels aus Rheinsberg sorgten für die reibungslose Reise nach Brandenburg. Im Hotel angekommen, entspannten die Gäste bei italienischem Büffet und Kegeln, Tanz und Bin-

go, Kino und einer Nikolausfeier. Denn es galt, neue Kräfte für den Aufbau zu Hause zu sammeln.

„Die Bilder der schrecklichen Flutkatastrophe in Ihrem Bundesland haben auch uns sehr bewegt“, erläuterte Wolfgang Schrödter, Geschäftsführer der Fürst Donnersmarck-Stiftung, die Beweggründe des Engagements gegenüber den Gästen. „Die seit 1916 bestehende Fürst Donnersmarck-Stiftung setzt sich für die Belange von Menschen mit Körper- und Mehrfachbehinderungen ein. Von daher liegt uns das Schicksal der vom Hochwasser betroffenen Menschen mit Behinderung und deren Angehörigen besonders am Herzen.“

Mineke Hardeman von „Stichting Het Dorp“ begründete den niederländischen Einsatz mit den Worten: „Wir haben erkannt, dass Menschen mit Behinderung in dieser Katastrophe besonders gelitten haben und ihre Kräfte beim Wiederaufbau in besonderem Maße gefordert werden. Der Blick über unsere Landesgrenzen hinaus hat bei uns Tradition. Denn wir fördern auch andere Projekte für Menschen mit Behinderung im Ausland, besonders in Ost- und Mitteleuropa.“

Thomas Golka



Betroffen

Irgendwo gurgelte Wasser. Fern, in der Nähe oder nur in meiner Fantasie?

Angesichts der Meldungen in den Medien über das ständig steigende Wasser der Elbe und der Müglitz, welches in Städten wie Glashütte, Döbeln, Grimma oder Weesenstein in Sachsen schon zu schrecklichen Katastrophen geführt hatte, wäre das kein Wunder gewesen! Ich lehnte mich nachdenklich im bequemen Sessel zurück. Wer wie ich in Dresden in unmittelbarer Elbnähe an der Flutrinne wohnt, kann schon Angst bekommen, selbst betroffen zu werden.

Um mich abzulenken, hörte ich mein Buch „Terra X“ weiter, bis das Telefon klingelte. Meine Freundin fragte mich aufgeregt, ob ich schon die Reisetasche mit den wichtigsten Papieren gepackt hätte? Durch diese Frage wurde ich jäh aus meinem Schneckenhaus gerissen, in das ich mich zurückgezogen hatte. Nun hörte ich auch wieder dieses Gurgeln. Nein, das war keine Fantasie, es kam aus



der Richtung des Fahrstuhles. Dieser befindet sich links neben meiner Wohnungstür. Als ich diese öffnete, erwartete ich einen Wasserschwall. Nein, noch war es nicht so weit. Die Hand, die ich auf den Boden legte, blieb trocken. Meine Augen sind zur Spurensuche ungeeignet, so verließ ich mich wieder auf mein Gehör.

Je näher ich dem Fahrstuhl kam, um so lauter wurde das Gurgeln. Jetzt wusste ich, dass die Keller des Nachbarings bereits voll Wasser waren und dieses nun in den Schacht des Fahrstuhles lief. Wie lange würde es dauern, bis die Pumpen in unseren Kellerräumen „ohnmächtig“ wurden? Was dann? Schnell zurück in die sonnendurchflutete, gemütliche Wohnung! Durch die geschlossene Tür war das gurgelnde Geräusch wieder weit weg. Wie der Vogel Strauß habe ich den Kopf in den Sand gesteckt und die Gefahr, die von Stunde zu Stunde größer wurde, einfach ignoriert. Mich wird das nicht betreffen! Trotzdem öffnete ich nachts immer wieder die Wohnungstür, lauschte und legte die Hand auf den Boden: noch war alles trocken.

Die Erde

*Blauer Planet –
Aus Staub und Gas geboren
Du bist schon Milliarden Jahre alt.*

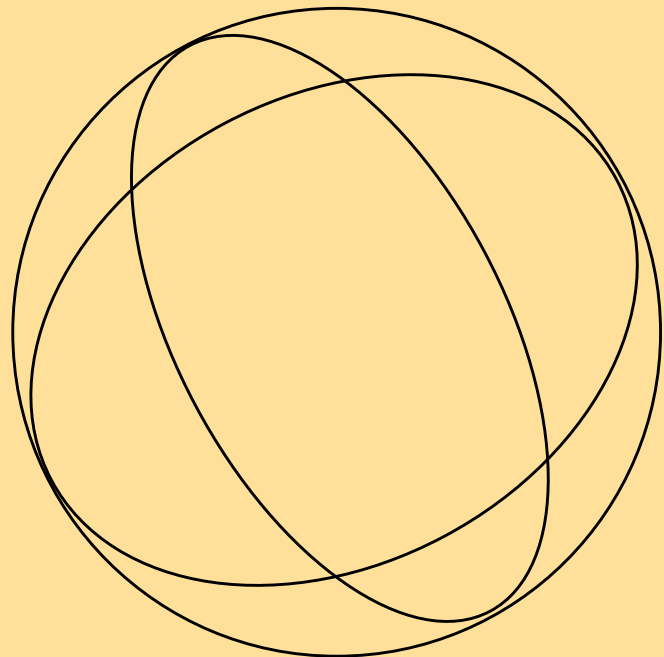
*Erdenball –
Einst glühend heiß und gleißend –
Urkräfte formten deine Gestalt.*

*Mutter Erde –
Leidgeprüft, Leben spendend –
Darf man dich ungestraft verletzen?*

*Unsere Erde –
Lebendig noch, warm und schön –
Sie dürrt ihr nicht zu Tode hetzen!*

Gertie Weimann

Dresden, 29.07.2002



Am Morgen hörte ich völlig erschöpft die Nachrichten im Radio: „Der Wasserstand der Elbe beträgt bereits 9,10 m.“ Weitere Meldungen folgten, aber ich nahm sie nicht mehr bewusst auf. Bereits bei einem Stand von 5,65 m ist Wasser in den Tiefgaragen der an der Flutrinne gebauten Häuser. Und jetzt? Die mich betreuende Pflegeschwester kam und erzählte mir vom Einsatz vieler Menschen, die Sandsäcke füllten und damit den Damm verstärkten. Na bitte! Der Damm wird halten, das redete ich mir fest ein. Was folgen sollte, konnte ich mir nicht im Entferntesten vorstellen. Einem Menschen, der nie Zahnschmerzen hatte, kann man nicht beibringen, wie schrecklich sie sind.

Dieser 14. August im Jahr 2002 war ein sonniger Sommertag. Ein Hohn auf das Schreckliche, das bereits in Dresden und anderswo geschehen war und auch mich einen Tag später treffen sollte. Im Herzen unruhig, packte ich nun doch meine Reisetasche mit den wichtigsten Papieren und nötigsten Kleidungsstücken. Wieder klingelte das Telefon. Diesmal war es meine besorgte Tochter, die mich beschwor, die Wohnung zu verlassen. „Das Wasser der Elbe steigt weiter, es sind jetzt schon fast 9,40 m! Du bist blind und sitzt im Rollstuhl. Warte nicht, bis es zu spät ist!“

Das vorzeitige Weihnachtsgeschenk

Morgen ist der erste Adventsonntag. Wie in jedem Jahr will ich die Wohnung weihnachtlich schmücken. Mit Räuchermännchen, Bergmann, Lichterengel, einem großen Adventskranz mit roten, dicken Kerzen und goldenen Schleifen.

Aber in diesem Jahr 2002 ist alles ganz anders. Das stinkende braune Hochwasser der Elbe hat meine Wohnung und damit

Nun endlich zog ich den Kopf aus dem Sand, rief den Fahrer des Behindertenfahrdienstes an und ließ mich zu meinem Bruder nach Rammenau bringen. Es war fünf vor zwölf! Noch in der folgenden Nacht wurden die Bewohner der Erdgeschosswohnungen an der Flutrinne evakuiert. Der Pegel der Elbe hatte die 9,40 m Marke überschritten. Bis zu einer Höhe von 1,85m wurde alles überflutet. Auch ich habe alles verloren, was ich besaß. Wie nach tiefer Verletzung, spürte ich zunächst keinen Schmerz. In mir war nur ein großes schreckliches Staunen.

In den nächsten Wochen erfuhr ich soviel menschliche Wärme und tatkräftige Hilfe, auch von mir ganz fremden Menschen. So lösten sich ganz allmählich Schock und Unverständnis über das, was geschehen war.

Draußen ist schon Herbst. Ich werde bald wieder eine Wohnung haben, die ich von Spendengeldern einrichten und zu meiner machen darf. Ich muss und werde einen neuen Anfang finden. Viele Menschen sind an meiner Seite. Dafür danke ich.

Gerti Weimann,
Oktober 2002



alles, was ich besaß, vernichtet. Das war im Hochsommer des Jahres 2002, Weihnachten schien noch weit entfernt. Wer denkt im Chaos an Lichterengel und Räuchermännchen? Der Herbst begann, das Leben ging weiter, Mut erwachte und neue Lebenskraft.

Im Radio hörte ich die ersten Weihnachtslieder und holte meine beiden durch Zufall aus dem Schlamm geborge-

nen Weihnachtsfiguren, einen Räuchermann aus dem Erzgebirge und eine Räucher-Oma aus Seiffen. Sie liebe ich besonders, weil sie in beiden Händen ein Tablett mit dampfenden Klößen und auf der Nase eine runde Brille trägt, durch die sie genauso wenig sieht wie ich durch meine. Wohin soll ich die beiden stellen? Ich habe noch immer keine eigene Wohnung, die wird erst im nächsten Jahr fertig sein.

Als ich noch überlegte, klingelte es. Der Postbote gab mir einen dicken Brief. Ich stellte Räuchermann und Oma auf den Tisch und öffnete ihn. Das Blindenlesegerät las mit monotoner Stimme: „Sie sind zu einem Erholungsurlaub in der Zeit vom 04.12.02–08.12.02 in das Haus Rheinsberg – Hotel am See eingeladen. Behindertengerechte Zimmer, Vollverpflegung, Fitnessraum erwarten Sie. Alles kostenlos, Frau Weimann.“ Ich hätte mich setzen müssen, hätte ich nicht schon gegessen! Das Gerät las weiter vor: „Das Kuratorium der Fürst Donnersmarck-Stiftung hat diesen Aufenthalt für behinderte Flutopfer aus Sachsen gespendet.“

So war das! Vom Fürsten Donnersmarck wusste ich nur, dass es ihn einmal gegeben hatte und eine Stiftung mit seinem Namen im Jahr 1916 gegründet wurde. Mit Fürsten und sonstigen Adligen hatte ich nie viel im Sinn. Aber jetzt? Ich ließ meine Räuchermännchen stehen und überlegte. Ich war ausgewählt unter vielen behinderten Flutopfern. Das ist ein Geschenk! „Ein vorzeitiges Weihnachtsgeschenk“, glaubte ich Räuchermann und Räucher-Oma flüstern zu hören. „Du kannst dich freuen.“ Ja, schon. Wer würde mich begleiten in das schöne Haus am See? Es war erst vor einem Jahr als modernes Hotel für behinderte Menschen erbaut worden. Schön musste es sein, für einige Zeit alle Probleme und Sorgen zu vergessen. „Ein Geschenk darf man doch nicht ablehnen“, flüsterten die Räucherfiguren. Leise stieg Freude in mir auf. Schön musste es sein, einmal wieder in einem

gepflegten Hotel als Gast verwöhnt zu werden. So wie früher, als ich noch sehen und laufen konnte und mein Mann bei mir war. Nun zögerte ich nicht länger, stellte die Räucherfiguren auf eine Kiste, packte die Reisetasche und bat eine Freundin, mich zu begleiten.

Es war gut, im Haus am See andere Menschen zu treffen, die alle ein schweres Schicksal hatten und durch das Jahrhunderthochwasser betroffen waren. Ich bin keinem begegnet, der nicht den Mut für einen neuen Anfang gehabt hätte. Das war das Wertvollste, was ich aus meinem geschenkten Urlaub mitgenommen habe. Dass ich verwöhnt wurde von freundlichem Hotelpersonal, im Kaminzimmer die Wärme des offenen Kaminfeuers spüren konnte und nicht als Kranke behandelt wurde, war die Schleife am Geschenk aus der Fürst Donnersmarck-Stiftung.

Wieder zu Hause angekommen, nahm ich meine beiden Räuchermännchen, stellte sie auf den kleinen Tisch neben die Vase mit den grünen Zweigen, die ich mir aus Rheinsberg mitgebracht hatte und dachte dankbar an die Menschen, die mir ein so schönes vorzeitiges Weihnachtsgeschenk gemacht hatten.

Dez. 2002

Gerti Weimann,

Zirkel blinder Schreibender des BSVS,
Dresden





Ich sehe was, was du nicht siehst oder meine Sicht der Dinge ist nur mir eigen

Auszüge aus der Eröffnungsrede
zur 4. Kunstbiennale von Dieter Mann,
Schauspieler am Deutschen Theater

Meine sehr verehrten Anwesenden,

Ich war sehr häufig in meinen Leben
Ausstellungsbesucher in vielen Län-
dern und in vielen Städten dieses
schönen Landes, ich war noch nie Ausstel-
lungseröffner. Und da ist mir Folgendes
eingefallen: Wir alle, oder die meisten von
uns, haben doch als Kinder dieses Spiel
gespielt, „Ich sehe was, was du nicht sieh-
st“. Wir erinnern uns, wie das funktioniert
hat. Wir haben uns nach einem passenden
Gegenstand umgeschaut. Wir haben ihn
unseren Spielkameraden beschrieben, wir
haben unsere Wahrnehmung so geschil-
dert, dass diese Beobachtung einerseits
möglichst genau beschrieben wurde,
andererseits auch wieder so, dass das
Beschriebene auch nicht zu einfach zu

erraten ist. Denn das Spiel wurde mit einer kleinen Rätselaufgabe verbunden: Die anderen sollten den Gegenstand erraten und eben nicht zu schnell herausfinden. So haben wir das für uns Eindeutige etwas verschlüsselt oder einen kleinen Schleier davor gehängt...

Und dann haben wir manchmal unseren Spielfreund bei den Schultern genommen, ihn ein-, zweimal um seine eigene Achse gedreht und gesagt: „Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist rot“, und schon ging das Raten los. Sein Versuch, aus dem Beschriebenen in Farben, in Formen zu erraten, was der andere da beschrieben hat. Kurz, das Rätsel zu lösen, war häufig komisch. Er war nicht ich, und ich sah den Gegenstand, wie ich ihn auch nicht zu genau beschrieben hatte, und er sah ihn, wenn das Rätsel gut war, überhaupt nicht. Selbst bei guten Freunden konnte das einen handfesten Streit auslösen.

Denn dem einen ist eine Laterne eine Laterne und dem anderen ist sie eine Botschaft, die der Nachtwächter an den Himmel gehängt hat und die die Straße trotzdem beleuchtet.

Im Vorwort des Katalogs zu dieser Ausstellung schreibt Armin Hauer, ich zitiere: „Es ist und bleibt eines der letzten Mysterien, warum der eine die Fähigkeit zur Wegfindung hat und der andere nicht.“

Anknüpfend an mein Kindheitsspiel greife ich dies Mysterium auf. Ich erweitere es, indem ich von mir sagen kann, übrigens jeder von sich, meine Sicht auf



die Dinge, meine Empfindungen, meine Gedanken, meine Schmerzen, meine Sehnsüchte, letztlich meine Sicht auf alles, kann nur meins sein. Meine ganz subjektive Sicht. Und ich darf nicht erwarten oder gar voraussetzen, dass der andere diese Sicht hat oder etwa teilt.

Wenn wir uns auch die größte Mühe geben, es bleibt dann immer ein weißer Fleck, wie Tucholsky sagt, den wir nie benennen können, sondern den wir akzeptieren müssen oder besser sollten.

Beim Betrachten dieser vierten Biennale überkommt mich dieses Kindheitserlebnis, ich sehe was, was du nicht siehst, und ich bin, wie das bei künstlerischen Arbeiten öfter geschieht, in der Versuchung, alles und sofort verstehen zu wollen. Ich wünsche mir jemanden, der mich behutsam bei den Schultern nimmt und

mir erkennen hilft, da wo meine Phantasie nicht ausreicht oder mein Erfahrungswelt eine so ganz andere ist.

Denn wie bei jedem wirklichen Kunstwerk ist es mit flüchtigen Blicken nicht getan. Es braucht Einfühlung, Zeit, Interesse, Toleranz, um mir andere Sichtweisen, Erfahrungen, Inhalte zu erschließen. In jeden Menschen ist etwas, das sich äußern will, ja mitunter fast zwanghaft äußern muss. Und hier geschieht es in Bildern und Objekten unterschiedlichster Manier...



Warum das eine diese Art der Mitteilung erhält, kann ich Ihnen nicht beantworten. Nur das weiß ich: Es ist ein Motiv da, ein mitunter unbewusstes, anderen etwas mitzuteilen, wohl auch sich selbst von etwas zu befreien, etwas außer sich zu bringen. Und dieses etwas, was sich dahin äußert, wird hier gegenständlich, anschaulich und ist doch in letzter Gewissheit nicht zu fassen, zu erklären, weil mehr oder weniger verschlüsselt.

Aneignen kann ich mir das nur mit den mir gegebenen Möglichkeiten, und das ist bei einem Instrument, einer Klaviersonate nicht anders. Der Dichter, der Komponist, der Maler hat ein Gegenständliches geschaffen, dem ich mich nur mit dem mir Gegebenen sowie den heran- oder ausgebildeten Fähigkeiten annähern kann.

Man erfährt Unbekanntes oder sieht etwas, was man so noch nicht gesehen hatte. Auf jeden Fall etwas, was es nur einmal gibt, so wie es jeden Menschen nur

ein einziges Mal gibt. Ein Bildnis, ein schöpferisches Werk ist wie ein Spiel, es ist eine neue Realität, eine personifizierte Wahrheit. Dem Maler ist diese Wahrheit seine, und wenn sie nicht alles beinhaltet, was ihm wichtig ist, dann könnte er es wieder und wieder malen, bis er alles ausgedrückt hat, wovon er sich befreien will oder muss. Denn auch ihm ist an einem Wiedererkennen gelegen.

Wichtig ist mir, was mir mitgeteilt und vermittelt wird, und wichtiger noch, der dahinter stehende schöpferische Mensch, der Künstler...

All denen sage ich Dank für die Bemühungen, mich und Sie, verehrte Anwesende, etwas sehen zu lassen, was wir alle so noch nie gesehen haben. Ich sehe was, was du nicht siehst. Lassen Sie mich mit diesen Worten die 4. Kunstbiennale „Meine Welt“ für eröffnet erklären.

Dieter Mann

Kunst enthindert

Bildende Kunst von und für Menschen mit Behinderung

Der Mensch lebt nicht nur vom Brot allein – so steht es schon in der Bibel und wird in vielerlei Abwandlungen auch immer wieder zitiert. In der Stiftung wird dieser Satz auch an verschiedenen Stellen gelebt, sei es als produzierender Künstler, sei als Kunstbetrachter, als Macher, als Genießer. In der Kunst sieht der Kuratoriumsvorsitzende, Fürst von Donnersmarck, „ein rehabilitierendes Moment“. Und die Berliner Künstlerin Aiga Müller, verantwortlich für das Kunstkonzept im Haus Rheinsberg, sieht in der Tatsache des Lebens mit der Kunst, „die Chance eines neuen Zugangs zur eigenen Wahrnehmungsfähigkeit, gerade wenn die Kunst sich nicht so schnell erschließt.“ Die intensive Auseinandersetzung im täglichen Umgang mit den rund 100 Originalkunstwerken von über 20 zeitgenössischen Künstlern im Hotel erhellt eine andere Dimension des Mottos „sich erholen – sich erproben“.

Die laufende Ausstellung von Ellen Fuhr im Hotel „mit Ihren formal und emotional kraftvollen, starken Bildern bildet eine mächtige Herausforderung“, so formulierte es Frau Dr. Hammer auf der Vernissage. Einige Werke von Ellen Fuhr finden die Leserinnen und Leser unter den Fotos in dieser Ausgabe der WIR, direkt neben den Werken von Lilly Keilwagen und anderen, die während der 4. Biennale im Frankfurter Museum Junge Kunst zu sehen waren. In der gemeinsam mit dem Wichernheim organisierten Ausstellung zeigten „Künstlerinnen und Künstler, die anders sind“ Innenansichten aus ihrer Welt, genau wie es der Ausstellungstitel „Meine Welt“ versprach. Bei der Eröffnung in der Stadt an der Oder würdigte Dieter Mann, Schauspieler am Deutschen Theater Berlin, die Leistung dieser behinderten Künstler so treffend, dass wir die Rede dokumentieren. „Ich

„Jeder Mensch ist ein Künstler, der Sachen durch sich selbst bestimmt.“

Joseph Beuys

sehe was, was du nicht siehst oder meine Sicht der Dinge ist nur mir eigen“, mit diesen Worten betonte der Mime die Subjektivität von Kunst.

Die Begegnung mit Kunst hat in der Stiftung Tradition, als Kursangebot zum Museumsbesuch mit Führung, als schöpferische Ausdrucksform der Malgruppen in der Villa und des Betreuten Wohnens. „Beweglichkeit, Querdenken, die Fähigkeit, Probleme auf neue Art zu denken, das Geschick, an ungewöhnlichen Orten nach Antworten zu suchen“, das alles ist Kreativität für Josefine Stamm, Mitarbeiterin der Stiftung. Hier blitzt die Verbindung zum rehabilitativen Moment auf. Auseinandersetzung mit Kunst – aktiv oder passiv – gehört zum Alltag in der Stiftung. Kunst enthindert bei Kommunikations- und Wahrnehmungsstörungen, denn wer stand nicht schon einmal vor einem Kunstwerk, das sich ihm nicht erschloss, das einen einfach verstörte, zu neuem Denken zwang. Kunst enthindert aber auch im Schönen, im Erhabenen, das man sofort spürt, wenn es einem begegnet.

„Kunst ist ein Angebot“, so Ellen Fuhr während der Vernissage, „Sehgewohnheiten zu ändern, zu erproben, ist eine Art der Kommunikation. Wir Künstler machen das Angebot, entweder der Betrachter geht darauf ein oder nicht.“ Mit diesem Titelthema möchten wir die Rezipienten, die Kunstbetrachter zur weiteren Erprobung der eigenen Wahrnehmungsfähigkeit anregen und die Produzenten, die Kunstschaffenden zur Stärkung ihrer Ausdrucksfähigkeit ermuntern. In der Kunst kann die zwischenmenschliche Kommunikation eine ganz neue Form annehmen. Nehmen wir das Angebot an!

Thomas Golka



An dem besonderen Farbverlauf sollen sie zu erkennen sein

Interview mit dem Mundmaler Thomas Kahlau

Wie sind Sie zur Malerei gekommen?

Mehr oder weniger durch Zufall. Vor meinem Unfall 1976, habe ich nur das gemacht, was jeder in der Schule macht. Ich hatte zwar gute Zensuren, aber außerschulisches Engagement zeigte ich nicht. Nach meinem Unfall war der Umgang mit Farbe und Pinsel einfach eine Beschäftigungstherapie. Ich habe vor mich hin gezeichnet, habe auch Unterricht erhalten, aber alles war rein hobbymäßig. Durch die ständige Auseinandersetzung mit dem Material und durch den Unterricht, den ich erhielt, hat sich meine Leistungsfähigkeit gesteigert. Zehn Jahre später habe ich ein Stipendium erhalten und meine Kunst wurde zunehmend profes-

sioneller. Ich hatte meine ersten Ausstellungen und seit 1990 betreibe ich meine Kunst professionell. Der Weg zur Malerei war ein langsamer, aber stetiger Prozess.

Was bedeutet das Malen für Sie?

Wie erwähnt, anfangs war es Therapie, jetzt ist es in erster Linie mein Beruf, meine Lebensgrundlage. In der zweiten Linie ist es für mich auch eine Art Lebensbewältigung, d.h. ich kann mich in meinen Bildern in einer besonderen Form ausleben, was ich durch meine Bewegungsarmut nicht kann. Über das künstlerische Schaffen kann ich mein Innerstes zum Ausdruck bringen.

Inwieweit spielt Ihre Behinderung auch in Ihrer Kunst eine Rolle?

Eine eher unwesentliche Rolle. Am Anfang im Rahmen der Therapie vielleicht ein bisschen mehr. Jetzt zeigt die Kunst etwas von meinem allgemeinen Befinden. Wie ich gerade drauf bin, so werden die Bilder. Wenn ich schlecht drauf bin, dann werden sie dunkler, wenn ich gut drauf bin, dann werden sie heller, das hat aber nicht unmittelbar mit der Behinderung zu tun.

Ich habe in Ihrer digitalen Galerie gesehen, dass einige Bilder im Fluchtpunkt eine Helligkeit strahlen lassen wie eine Art Licht im Tunnel. Was hat das zu bedeuten?

Am Anfang war es unbewusst, später wurde dieser Lichtpunkt zum Wiedererkennungswert: Wege ins Licht, wie ein Hoffnungspunkt oder mein Optimismus, der auf diese Art und Weise rüber kommt.

Sie arbeiten nicht pointillistisch, sondern drücken sich in geschwungenen Formen aus? Beeinflusst Ihre Beeinträchtigung auch Ihre Maltechnik?

In dem Bereich kommt die Beeinträchtigung nicht zum Tragen, eher in der Formatgröße bestehen für mich Beschränkungen. Ich kann nur Bilder malen, die knapp ein mal ein Meter sind. Aber schon



dabei muss man mir das Bild auf den Kopf stellen, damit ich den oberen Teil malen kann. Alles, was noch größer wäre, ist nur mit einem immensen technischen Aufwand machbar.

Eine zweite Einschränkung liegt in der Aquarelltechnik. Aquarelle werden in der Regel liegend gemalt. Wenn ich Aquarelle male, stehen die Rahmen aufrecht. Das Verlaufen der Farben hat mich am Anfang geärgert, ich bin mit meiner Aquarelltechnik dadurch lange Zeit nicht weiter gekommen. Später habe ich das Verlaufen der Farben genutzt. Heute ist es mein Ziel, dass meine Aquarelle an diesem besonderen Farbverlauf, den ich jetzt beherrsche, zu erkennen sind.

Sie betreiben eine Website mit der Adresse „www.mundmaler.de“, inwieweit sind Sie in dieser Organisation der Mund- und Fußmaler in Deutschland eingebunden?

„mundmaler.de“ ist meine Website. Ich war der erste, der sich diesen Namen gesichert hat. Ich bin Mitglied in der Vereinigung der mund- und fußmalenden Künstler in aller Welt. Weltweit sind wir ca. 600, in Deutschland ungefähr zwölf Künstler. Der Verein möchte die Künstler ökonomisch selbständig machen.

Was bringt es für Sie?

Ich habe der Vereinigung die Reproduktionsrechte verliehen. Von den Bildern, die ich male, kann die Vereinigung Reproduktionen machen und sie Kalendermachern usw. anbieten. Ich bekomme dafür von der Vereinigung ein monatliches Honorar, von dem ich ganz gut leben kann.

Stellt die Vereinigung auch so etwas wie eine Künstlergruppe dar, die gleiche künstlerische Ziele verfolgt?

Nein, wir sind unter dem Aspekt der Mund- und Fußmalerei miteinander verbunden und weniger unter künstlerischen Aspekten. Unter künstlerischen Gesichtspunkten ist nur die Qualität für die Aufnahme entscheidend und nicht die Stilrichtung. Auf der anderen Seite wollen



wir über diese Schiene Geld verdienen. Da sind natürlich auch Motive gefragt, die ein bisschen in die Richtung des Mainstreams gehen. Denn wir wollen unsere Kunst verkaufen.

Auf der künstlerischen Ebene machen wir zusammen Ausstellungen, internationale Ausstellungen, die letzte war z.B. in Lissabon. Denn es ist auch ein Ziel unserer Vereinigung sich untereinander auszutauschen. Auf nationaler Ebene führen wir auch gemeinsame Workshops durch.

Vielen Dank für das Gespräch!

Das Gespräch führte Thomas Golka

Biographie

1961

in Potsdam geboren

1976

Unfall mit Folge Lähmung der 4 Extremitäten

1978

erste Malversuche mit dem Mund

1980

Zeichenunterricht bei dem Maler Hans Weiß

1986

künstlerische Beratung durch den Maler und Grafiker Herbert Sander

1986-1992

Stipendiat der Vereinigung der Mund- und Fußmalenden Künstler in aller Welt e.V. (VDMFK)

1988/89

Dokumentarfilm „Den Wind auf der Haut spüren“ unter Regie von Gitta Nickel (Autor: Wolfgang Schwarze)

1992

Autobiographie „Die Kraft in mir“, erschienen im Aufbau Taschenbuch Verlag

seit 1995

Mitglied der VDMFK

10. Okt. 2000

Verleihung des Verdienstkreuzes am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland durch den Bundespräsidenten

weitere Interessen: Computer & Literatur

Termine zu Ausstellungen, Aktionen und Beiträgen

17. April bis 24. Mai 2003

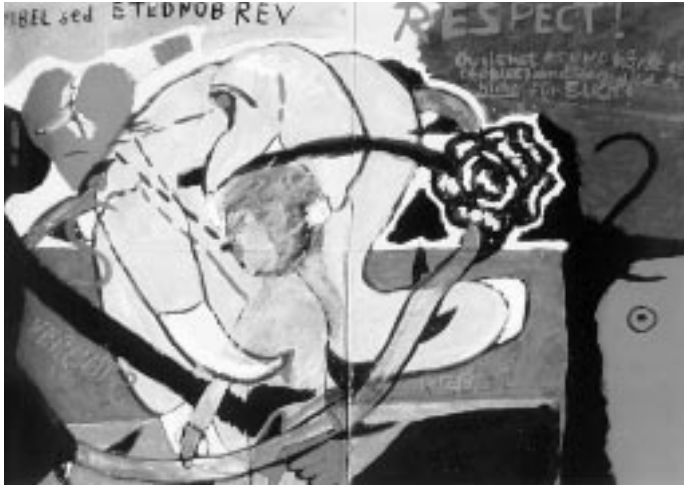
Galerie JEANNE D`ART,
Stahlwiete 16, 22761 Hamburg

Juni/Juli 2003

Kulturscheune Kähnsdorf,
Dorfstr. 15, 14554 Kähnsdorf

7. Juni bis 29. Juni 2003

„7. Havelländische Malerkolonie 2003“
Vernissage 11 Uhr
Gildehaus Caputh,
Schwielowseestraße 58, 14548 Caputh



„Schöpferische Ausdrucksformen“

Seit Frühling 2001 treffen sich regelmäßig einmal im Monat malfreudige BewohnerInnen des Ambulant Betreuten Wohnens der Fürst Donnersmarck-Stiftung, um im Konferenzraum der Babelsberger Straße schöpferisch tätig zu werden. Dazu wird der Raum zunächst so umfunktioniert, dass eine Atelieratmosphäre entsteht: an den Wänden werden die Bilder der vergangenen Stunde aufgehängt, Tisch und Fußboden werden mit Folie abgedeckt. So kann mit Farben und Pinseln großzügig umgegangen werden. Für jeden Teilnehmer stelle ich Malbrett, Farbe, Pinsel, Stifte, Papier oder Tapete und Wasser oder Kleister bereit. Zur Einstimmung der Malstunde beginnen wir mit dem Ansehen der Bilder, die in der letzten Stunde entstanden sind. Der Grundton dieser Gespräche ist immer die wohlwollende Betrachtung und Würdigung der eigenen Kreativität und der des anderen.

In dieser gut eingestimmten Atmosphäre stelle ich mein Thema vor. Im Vordergrund der Malstunden steht der freie Umgang mit Farben und Formen, die Entwicklung von Phantasie und Vorstel-



lungskraft und die Freude am eigenen kreativen Schaffen.

Um eventuell vorhandene Befangenheit abzubauen oder nur zur Anschauung, male ich das erste Bild mit, überlasse dann jedoch den Teilnehmer/Innen den weiteren Umgang mit dem Thema. Dabei ist mir wichtig, dass die Malenden ihren individuellen, eigenständigen Ausdruck entfalten können und ihren Emp-

findungen freien Lauf lassen. Während der Gestaltungsphase, beobachte ich das Gruppengeschehen und bin offen für die Bedürfnisse der Teilnehmer. Ich nehme die Scheu vor den Materialien, motiviere, vermittele Sicherheit und gebe Hilfestellung bei auftretenden technischen Problemen.

Voraussetzung für die künstlerische Arbeit ist eine vertrauenswürdige und zugleich anregende Atmosphäre, die ich bemüht bin zu schaffen. War die Gruppe anfänglich während der Malstunden noch relativ laut, gab es hier und da Unsicherheiten, die durch lautes Reden übertönt wurden, haben wir nach nun zwei Jahren während der Malstunde eine ruhige, angenehme und auch ausgesprochen fröhliche Stimmung.

Wenn man will, kann man Malen für eine Kunstfertigkeit halte, die erst durch langjährige Übung erworben wird. In meinem Kurs aber fasse ich das Malen anders auf: Es ist ein Umgehen mit Farbe und Form. In diesem Tun erlebt jeder Kursteilnehmer und jede Kursteilnehmerin selbst, welche Möglichkeiten darin liegen, was er/sie mit Farben auszudrücken vermag, was sie ihm bedeuten

und vermitteln können. Weder Perfektion noch gute Leistungen werden angestrebt. Auch Kunstwerke sind nicht beabsichtigt, doch kann es passieren, dass überraschenderweise welche entstehen.

Der Umgang mit Farben bietet die Möglichkeit zur Selbsterfahrung. Zur Begegnung mit sich selbst halte ich es für eine besondere Bereicherung, wenn dies sich innerhalb einer Gruppe vollzieht. Malen ist ein Prozess, Bilder sind das Produkt.

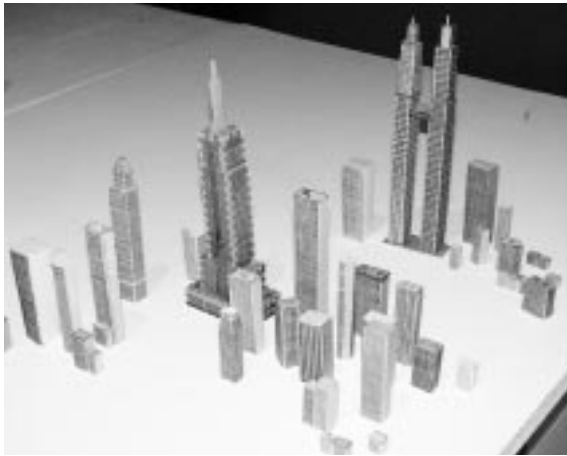
Wird erst einmal der Mut gefasst, eine weiße Fläche zu gestalten und gelingt dies auch, kommt der Stolz auf das eigene Produkt und der sichtbare Beweis der eigenen Schaffenskraft hinzu. Am Ende der Stunde betrachten wir gemeinsam die oft noch feuchten Bilder. Dabei stellen wir immer wieder fest, dass obwohl alle das gleiche Motiv gemalt haben, die Bilder doch völlig verschieden sind. Hier wird eindrucksvoll dokumentiert, welche unterschiedliche Sichten auf die Dinge existieren. So kommt es durchaus vor, dass ein Bild zwei Sonnen hat, Blumen im Himmel hängen oder nur zwei Farben sich begegnen. An diesem Punkt treffen wir auf die Besonderheit der Kunst: Als der expressionistische Maler Franz Marc einmal gefragt

wurde, warum er denn Pferde blau male, Pferde seien doch nicht blau, antwortete dieser: „Das ist ja auch kein Pferd, sondern ein Bild.“ Über diese Herangehensweise an die Betrachtung von Bildern, die wir nicht gleich verstehen und die unseren üblichen Sehgewohnheiten nicht entsprechen, erschließen sich die den Bildern innewohnenden Gedankenwelten.

Seit nun mehr fast zwei Jahre besteht die Malgruppe und ich freue mich darüber,



dass sie eine feste Instanz im Ambulant Betreuten Wohnen geworden ist. Erfolgreich dazu, denn am 2. November 2002 konnten wir im Rahmen des 2. Kulturellen Wochenendes des Bereichs Freizeit, Bildung, Beratung zur 1. öffentlichen Vernissage in der Villa Donnersmarck einladen. 46 Bilder haben wir dabei bis Ende März 2003 der Öffentlichkeit vorgestellt. Die Ausstellungseröffnung war für alle ein

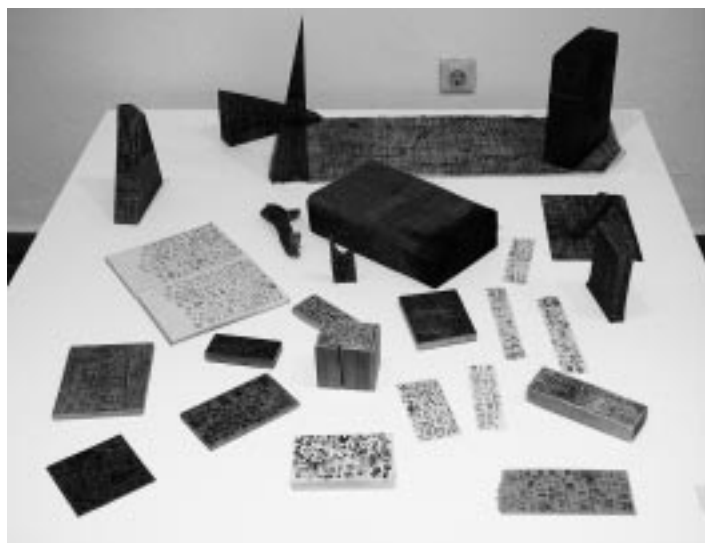


recht aufregender Tag; schließlich ist ein Bild auch immer etwas Persönliches. Es öffentlich auszustellen, ist eine Herausforderung und erfordert ein wenig Mut. Zahlreiche interne und externe Gäste waren unserer Einladung gefolgt, so dass wir einen atmosphärisch schönen Nachmittag verbringen konnten. Die Würdigung der Bilder und die damit einhergehende Anerkennung der persönlichen Ausdrucksform ermutigt, tut gut, bereichert das Leben und hat bei den Malenden ein wirklich stolzes Gefühl ausgelöst.

Ein weiterer Höhepunkt ist die Teilnahme von Lissy Keilwagen, ein Mitglied der Malgruppe, an der Ausstellung „Meine Welt“, 4. Biennale, die zur Zeit in Frankfurt/Oder im Jungen Museum stattfindet. Hier werden Arbeiten von Künstlern gezeigt, die anders sind, die keine künstlerische Ausbildung haben, sich nicht an Kunstrichtungen orientieren, sondern nur ihrem „inneren Trieb“ und kreativer Lust folgen.

Eine Fachjury entschied, dass Frau Keilwagens Arbeiten diese Kriterien erfüllen, und so fuhr die Malgruppe gemeinsam zur Ausstellungseröffnung am 26. Januar 2003 nach Frankfurt/Oder. Für alle und insbesondere für Frau Keilwagen war es ein aufregender und bewegender Tag. Insgesamt wurden Bilder von 41 Künstlern aus Berlin und Brandenburg ausgestellt; Frau Keilwagen war mit acht Arbeiten vertreten. Im umfangreichen Rahmenprogramm wurden die Künstler gewürdigt.

Ursel Hocke



Kreativität, was ist das?

Es sieht auf dem ersten Blick so aus, als handle es sich hier um etwas Modernes, Neues, etwas, das den jungen dynamischen Menschen ausmacht. In Wirklichkeit ist Kreativität so alt wie die Menschheit. Ohne Kreativität und Phantasie gäbe es keine Entwicklung. Kreativ zu sein spielt für alle Altersstufen und Bereiche des Lebens eine zentrale Rolle. Jeder Mensch mit Behinderung weiß, wie viele Ideen und Erfindungen notwendig sind, um am alltäglichen Leben selbstständig teilhaben zu können.

Das lateinische Wort „creare“ bedeutet erschaffen, Neues erfinden, Bekanntes in einen neuen Zusammenhang stellen, vom hergebrachten Denk- und Verhaltensschema abweichen. Der Duden definiert Kreativität als „Die Fähigkeit originelle ungewöhnliche Ideen zu entwickeln und sie produktiv umzusetzen.“

Ein wesentlicher Teil der Kreativität liegt in den alltäglichen Aktivitäten, wo z.B. für unvorhergesehene Probleme Lösungswege gesucht werden müssen. Ein anderer Teil ist ein innerer Prozess, der mit der Vorstellungskraft beginnt und durch den Umgang mit Materialien seinen sichtbaren Ausdruck findet. Ergebnisse können Schreiben, Malen, Tanzen, Bauen, Kochen u.v.a. sein. Sie teilen anderen etwas über das ureigenste Wesen des Individuums mit. Der Wert, der aus den eigenen Schöpfungen gezogen werden kann, ergibt sich daraus, wie hoch der Grad der Zufriedenheit mit dem entstandenen Werk ist. Das Gefühl der Freude, das sich nach der Umsetzung eigener Ideen einstellt, lässt die Beziehung zwischen Kreativität, Selbstachtung und Selbstwertgefühl deutlich werden. Ein Klima der Sicherheit und des Vertrauens, in dem ich „ich selbst“ sein kann, ist Grund und Boden, auf dem „verrückte“ Ideen, alles was nicht rational und vernünftig ist, zugelassen werden dürfen und sich entwickeln

können. Überall, wo sich Kreativität gestalten und entfalten darf, entwickelt sich Individualität. Kreativität ist mehr Spiel als Arbeit. Ist sie erst mal entfesselt, weiß man nicht, wohin sie führt. Sie kommt aus tiefen Gefühlen, nicht aus bewussten Gedanken.



Kreativ zu sein, eigene Ideen zu entwickeln und umzusetzen, gibt uns als Menschen das Gefühl der Einzigartigkeit und die Chance, Selbstachtung und Integrität zu entwickeln.

Kreativität ist also einfach gesagt Beweglichkeit, Querdenken, die Fähigkeit, Probleme auf neue Art zu sehen, das Geschick, an ungewöhnlichen Orten nach Antworten zu suchen. Das setzt eine Wachheit der Sinne, hohe Wahrnehmungsfähigkeit und Flexibilität voraus. Alles das kann erlernt und durch ständige Übung erhalten oder gar gesteigert werden.

Josefine Stamm

Aktuelle Angebote zum Thema Kunst und Behinderung

in der Fürst Donnersmarck-Stiftung:

Ort:

Villa Donnersmarck
der Fürst Donnersmarck-Stiftung
Schädestraße 9-13
14165 Berlin-Zehlendorf

Weitere Informationen

unter Tel: 847 187 22 (Frau Rebenstorf)
oder per mail an: rebenstorf.fbb@fdst.de

Künstlerisches Gestalten

Immer dienstags, 9:30–12:30 Uhr
oder mittwochs, 10:00–13:00 Uhr

Bastelgruppe

Donnerstags, 13:30–17:00 Uhr

Malgruppe

Mittwochs 17:00–19:00 Uhr



Bildnerisches Schaffen – Bildhauerei

Freitags, 14:00–16:00 Uhr
Vernissage: Sonntag, 18. Mai, 13:00 Uhr

Malkurs für Fortgeschrittene

Montags, 18:30–20:00 Uhr

Ikebana zum Kennenlernen – Workshop für

junge Menschen mit Behinderung
Samstag, 24. und Sonntag, 25. Mai, jeweils
12:00–16:00 Uhr

Links zum Thema „Kunst und Behinderung“

www.eucree.de

Ein Netzwerk für behinderte Künstler unterschiedlichster Disziplinen; viele Infos zu Projekten, Termine und eine umfangreiche Linkliste

www.mundmaler.de

Die offizielle Seite des Mundmalers Thomas Kahlau: Bilder, Persönliches, Termine zu Ausstellungen etc.

www.behinderte.de/KUNST/KUNST0.HTM

Ein Überblick zum Themenkomplex Kunst und Behinderung mit Beiträgen und Links

www.fh-fulda.de/fb/sw/bindeschuh/index1.htm

Ein Kunstprojekt von Menschen mit geistiger Behinderung

www.cebeef.com/k+b/

Die Seite des gemeinnützigen Vereins Kunst + Behinderung e.V.

www.hesedesign.de/metareha/links/Kunst

Umfangreiche, kommentierte Linkliste zum Thema

BBV klagt gegen das Land Berlin



Der Berliner Behindertenverband e.V. reichte am 13.1.2003 beim Landesverwaltungsgericht Klage gegen das Land Berlin ein. Der Grund ist das Olympiastadion. Es ist die erste Klage dieser Art. Vor dem Gericht wird der BBV durch das Anwaltsbüro Lansnicker & Schwirtzek, insbesondere durch Frau Dr. Bettina Theben, vertreten.

Zur Begründung: Bisher gab es achtzig Stellplätze für Rollstuhlfahrer im Rundgang zwischen erstem und zweitem Rang. Die ursprüngliche Idee des Bauherrn war, zwei Tribünenreihen wegzulassen, um dort Stellplätze einzurichten. Dies wurde aber vom Land Berlin durch das Referat Bauen für Behinderte beim Senat für Stadtentwicklung aus Kostengründen verworfen. Dabei wäre diese Lösung für die Betroffenen die günstigere gewesen...

Jetzt sollen die Stellplätze zwar wieder in dem Rundgang sein, allerdings in den Fan-Kurven, wo die Sicht erheblich schlechter ist – durch aufspringende, Fahnen schwenkende und Bierdosen werfende Fans beispielsweise. Eine weitere Einschränkung bringt die vorgesehene Absenkung des Spielfeldes um fast drei Meter. Am bisherigen Ort der Plätze sollen VIP-Logen entstehen, die teuer vermietet werden. Es wird gesagt, dass dieses Konzept nicht aufgehen werde.

Insgesamt sind jetzt 170 Rollstellplätze geplant.

Das rechtliche Problem besteht darin, dass das Olympiastadion eine öffentliche bauliche Anlage ist, die ohne fremde Hilfe für Menschen mit Behinderungen zugänglich und dem Zweck entsprechend nutzbar sein muss. Außerdem müssen laut § 13 Versammlungsstättenverordnung in Stätten mit festen Sitzen ein Prozent der Plätze für Rollstuhlfahrer geeignet sein

sowie eine angemessene Anzahl für ihre Begleiter in der Nähe aufweisen. Auch vom Rollstuhl aus sollte

man Fußballspiele visuell verfolgen können. Hierzu fehlen aber bei der geplanten Konzeption die Voraussetzungen.

Dieser Tatbestand wurde vom Landesbehindertenbeauftragten mehrfach gerügt. Es wurde immer wieder vorgeschlagen, anstelle einiger VIP-Logen Rollstuhlplätze einzurichten. Dies ist aber abgelehnt worden. Da alles mit der Beratungsstelle Bauen für Behinderte abgesprochen ist, erachtet man es als in Ordnung.

Es muss nun geprüft werden, inwiefern die Baugenehmigung unter Umgehung des § 51 der Berliner Bauordnung fälschlich erteilt wurde.

Die Klage des BBV könnte zum Präzedenzfall werden, denn eigentlich ist eine Verbandsklage nach der Bauordnung nur zulässig, wenn in rechtswidriger Weise eine Ausnahmegenehmigung erteilt wurde. Hier ist aber vom zuständigen Bezirksamt Charlottenburg-Wilmersdorf eine gewöhnliche Baugenehmigung ohne Ausnahmegenehmigung erteilt worden, da bei dem geplanten Umbau des Olympiastadions die Belange von Menschen mit Behinderungen berücksichtigt worden seien. Dies teilte das Bezirksamt auch dem Landesbehindertenbeirat mit.

Bei diesem Pilotverfahren muss juristisch geprüft werden, ob in diesem Fall der Verband klagen kann, weil rechtswidrig keine Ausnahmegenehmigung erteilt wurde.

Ute und Stephan Schnur

Die Zukunft des Telebus in Berlin

Podiumsdiskussion in der Villa Donnersmarck

Rund 100 Gäste diskutierten am 19. März in der Villa Donnersmarck mit dem Landesbehindertenbeauftragten, der Senatsverwaltung, dem Telebus und der BVG über die aktuelle Situation des Telebusfahrdienstes in Berlin. Der Berliner Senat kürzte Mitte Februar seine Zuwendungen um 1,2 Millionen Euro. Damit steht das bisherige Angebot für den sogenannten Sonderfahrdienst für mobilitätsbehinderte Menschen nun auf dem Prüfstand.

Angesichts der finanziellen Gesamtsituation in Berlin und im Hinblick auf die rechtlichen Bedingungen einer länderübergreifenden Finanzhilfe könne der Senat es nicht verantworten, mehr Geld auszugeben, als er tatsächlich einnehme. Vor dieser Situation müsse das derzeitige Finanzkonzept des Telebus gesehen werden, so Dr. Jürgen Schneider, Referatsleiter für Behindertenpolitik bei der Berliner Senatsverwaltung. Seiner Meinung nach bestehen mit dem Telebus und dem ÖPNV zwei nebeneinander existierende Systeme, die es nun zu vernetzen gilt. Ziel der Senatsverwaltung ist es, an diesem Punkt Synergieeffekte herzustellen. „Niemand hat vor den Sonderfahrdienst mit allen positiven Aspekten abzuschaffen“, beruhigte Schneider das Publikum.

Auch der Landesbehindertenbeauftragte Martin Marquard zielte in diese Richtung. Er appellierte nachdrücklich an den Vertreter der BVG, dass Fahrangebote für mobilitätsbehinderte Menschen keine unerwünschten Son-



derfälle für den ÖPNV darstellen dürfen, und an die Nutzer, sich auf das „Abenteuer ÖPNV“ einzulassen, „Busse und Bahnen für alle“ zu leben.

„Wer in der Lage ist, die BVG zu nutzen, soll das tun. Für alle anderen muss der Telebus erhalten bleiben. Beide Systeme dürfen einander nicht ausschließen“, wünschte sich Wilhelm Konsek, Geschäftsführer „Fahrdienst für Behinderte“ im Land Berlin. Sämtliche Subunternehmer befänden sich angesichts der Senatskürzungen in „heller Aufruhr“, weitere Kostensenkungen und steigende Benzinpreise bedeuteten zunehmend das „Aus“ für die Subunternehmer, ergänzte auch Heinz Gebel, Ehrenvorsitzender der Vereinigten Telebusunternehmer (VTU).

„Not macht erfinderisch, Not haben wir, es fehlen aber die Erfindungen.“ Damit kritisierte Dr. Ilja Seifert, Vorsitzender des Berliner Behindertenverbands, den BZA. Er habe weder angemessen auf die Kostensituation reagiert noch kein bedarfsgerechtes Konzept für mobilitätsbehinderte Menschen zusammen mit der BVG entwickelt. Vielmehr sei für ihn der Telebus bereits ein Teil des ÖPNV, die Senatsverwaltung für Verkehr und nicht für Soziales müsste für die Planung zuständig sein, unterstrich Seifert.

Konsens herrschte darüber, dass selbst ein vollständig barrierefreier ÖPNV der Ergänzung durch einen bedarfsorientierten





**Eileen
Moritz**



**Dr. Jürgen
Schneider**



**Michael
Grunwald**

Fahrdienst bedarf. Wichtige Anmerkungen von den Betroffenen verdeutlichten, dass Mobilität für einige behinderte Menschen nicht an der Haustür enden kann. So schilderte Ursula Lehmann vom „Spontanzusammenschluss Mobilität für Behinderte“, dass sie trotz häufiger Nutzung von U- und S-Bahnen in Berlin auf Assistenz vor den Fahrten angewiesen ist.

Betroffene brauchen auch zukünftig Assistenz vor einer Telebusfahrt, forderte insbesondere die Spastikerhilfe, als Michael Grunwald von der Abteilung Angebotsentwicklung bei der BVG an die größtenteils mobilitätsbehinderten Anwesenden seinen Appell richtete, verstärkt die BVG zu nutzen. „Wir möchten Ihnen mehr barrierefreie Angebote machen, Sie sind uns herzlich willkommen“, so Grunwald. Trotz des glaubwürdigen Appells konnte Grunwald keine mittelfristige Lösung anbieten, so dass die rund 37.000 telebusberechtigten Berliner angesichts fehlender Aufzüge in den U-Bahnhöfen und nicht funktionierender Rampen bei den Bussen mit der BVG keine sichere Alternative zum Telebus hätten. Kritisiert wurde weiterhin die im Einzelfall auftretende mangelnde Hilfsbereitschaft und

Schulung der BVG-Fahrer. Eindrücklich schilderten Gäste ihre negativen Erfahrungen beim Benutzen des ÖPNV. Die Moderatorin Eileen Moritz bündelte die verschiedenen Aspekte und wies die anwesenden Experten auf die offenkundige Diskrepanz zwischen dem Bemühen des Telebus und der BVG hin, den Bedürfnissen und realen Erfahrungen mobilitätsbehinderter Kunden zu entsprechen. Konsens in dieser Frage wurde an diesem Abend in Einzelgesprächen hergestellt, indem Vertreter von der BVG und dem Telebusfahrdienst mit den anwesenden Gästen in Kontakt traten, um die individuellen Beschwerden aufzunehmen.

Dr. Schneider und Martin Marquard bedauerten, dass sich im Spannungsfeld zwischen Senat, Telebus und den Betroffenen zunehmend Fronten aufgebaut haben, die im Zuge der Kürzungen kontraproduktiv seien. Es gelte, die Differenzen zu beseitigen, um die Existenz des Telebus zu sichern und in Zukunft insbesondere mit dem flächendeckenden Netz der BVG zu kooperieren, das Spontanfahrungen erlaube und Integration biete.

Ursula Rebenstorf



**Martin
Marquard**



**Wilhelm
Konsek**



**Dr. Ilja
Seifert**

Die bedarfsorientierte Grundsicherung

Die bedarfsorientierte Grundsicherung ist ein neues, selbständiges Sozialleistungssystem für ältere und dauerhaft erwerbsgeminderte Menschen. Mit ihr soll sichergestellt werden, dass betroffene Personen genug Geld für den Lebensunterhalt erhalten und nicht mehr auf Sozialhilfe angewiesen sind. Grundsicherung wird seit 1.1.2003 geleistet.

Wer bekommt Grundsicherungsrente?

Menschen, die das 65. Lebensjahr vollendet haben, oder Menschen mit Behinderung, die nach Vollendung des 18. Lebensjahres aus medizinischen Gründen dauerhaft voll erwerbsgemindert sind.

Dauerhaft voll erwerbsgemindert

Dieses sind Menschen, die wegen Krankheit oder Behinderung auf nicht absehbare Zeit außer Stande sind, unter den üblichen Bedingungen des allgemeinen Arbeitsmarktes mindestens drei Stunden täglich zu arbeiten.

Zu diesem Personenkreis zählen grundsätzlich auch Menschen mit Behinderungen, die in anerkannten Werkstätten für behinderte Menschen oder ähnlichen Einrichtungen tätig sind und wegen Art und Schwere der Behinderung auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt nicht arbeiten können.

Wer hat keinen Anspruch?

Personen, bei denen das Einkommen von unterhaltspflichtigen Eltern oder Kindern jährlich einen Betrag von 100000 € über-

steigt oder die ihre Bedürftigkeit innerhalb der vergangenen zehn Jahre vorsätzlich oder grob fahrlässig herbeigeführt haben (zum Beispiel durch Verschenken von Vermögen).

In welcher Höhe kann man Grundsicherung bekommen?

Vergütet werden ein Regelsatz für den Antragsberechtigten, zuzüglich 15 Prozent des Regelsatzes eines Haushaltsvorstandes nach dem Bundessozialhilfegesetz sowie angemessene tatsächliche Aufwendung für Unterkunft, Heizung, Kranken- und Pflegeversicherungsbeiträge.

Ein Mehrbedarf von 20 Prozent des maßgebenden Regelsatzes ergibt sich bei Besitz eines Schwerbehindertenausweises mit dem Merkzeichen „G“ (auch mit aG).

Modellrechnung

(gilt nicht für HeimbewohnerInnen)

Regelsatz für Haushaltsvorstand (Berlin)	293,00 €
Zuschlag von 15 % unter anderem für einmaligen Bedarf	+ 43,95 €
Schwerbeschädigtenausweis „G“ 20 % Mehrbedarf	+ 58,60 €
Unterkunft und Heizung	+ 300,00 €
Bedarf	+ 695,55 €
abzüglich Wohngeld	- 200,00 €
ergibt einen Grundsicherungsbedarf von	495,55 €

Das eigene Sparguthaben darf derzeit nicht 2301,00 € überschreiten.

Die Anträge auf Grundsicherung können bei den jeweiligen Bezirksämtern, die ein eigenes Grundsicherungsamt eingerichtet haben, gestellt werden.

Uwe Deutsch-Börner

Viel getan und viel zu tun

Eröffnungsveranstaltung des
Europäischen Jahres der
Menschen mit Behinderungen
21. und 22. Februar 2003,
Magdeburg

Am 21. und 22. Februar wurde in Magdeburg offiziell das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderungen eröffnet. Zur Auftaktveranstaltung waren etwa 1000 Teilnehmern aus ganz Deutschland angereist. Vertretend für die Fürst Donnersmark-Stiftung war auch ich unter den Teilnehmern. Zu Beginn sprach die Politprominenz, beispielsweise Karl-Hermann Haack (Beauftragter der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen), Prof. Dr. Wolfgang Böhmer (Ministerpräsident Sachsen-Anhalt), Dr. Lutz Trümper (OB Magdeburg) und Ulla Schmidt (Bundesministerin für Gesundheit und Soziale Sicherung).

Nach der ersten Pause wurde es für mich schon interessanter, denn dann kamen Redner und Rednerinnen zu Wort, die selbst betroffen sind.

Der erste Tag

Von einem Vortrag bin ich noch immer besonders beeindruckt. Daher möchte ich von ihm ausführlicher berichten.

Der Referent:

Adolf Ratzka, gebürtiger Bayer, erkrankte im Alter von 17 Jahren an Polio. Er verbrachte fünf Jahre in Krankenhäusern aus Mangel an rollstuhlgerechten Wohnungen und bekam mit 22 Jahren die Möglichkeit, direkt vom Krankenhaus in München in ein Studentenwohnheim in Los Angeles zu ziehen, um dort zu stu-



dieren. Der bayrische Staat zahlte alle anfallenden Kosten, einschließlich der Hilfsmittel. Um Material für seine Doktorarbeit zu sammeln, kam Ratzka 1973 nach Schweden. In den 80er Jahren importierte er die internationale Independent Living-Bewegung „Selbstbestimmt Leben“ nach Schweden und gründete die erste europäische Assistenzgenossenschaft, deren Arbeit als Modell für die schwedische Assistenzreform von 1994 diente. Seit 1994 leitet er das Institut für Independent Living, um die Sozialpolitik in Richtung Selbstbestimmung zu bewegen.

Schweden sei kein Paradies für behinderte Menschen, betonte Herr Ratzka, da diese in Vergleichen mit der nichtbehinderten Bevölkerung in allen Bereichen (z.B. Ausbildung, Arbeit, Teilnahme am öffentlichen Leben, Familienbildung usw.) schlechter abschnitten.

Nun aber zu dem Vortrag, der das Ergebnis der schwedischen Assistenzreform von 1994 zum Thema hatte:

Herr Ratzka hat einen Assistenzbedarf von täglich 18 Stunden, dieser Bedarf wurde in einem Gespräch zwischen ihm und einer Sachbearbeiterin der staatlichen Sozialversicherung festgestellt. Dabei haben ärztlichen Atteste und das Ausmaß der Behinderung nur eine untergeordnete Rolle gespielt, denn laut Gesetz bestimmt

die ganze Lebenssituation den Assistenzbedarf. Und da Herr Ratzka berufstätig, verheiratet und der Vater einer achtjährigen Tochter ist, wird eben diese spezielle Lebenssituation berücksichtigt. Diese 18 Assistenzstunden täglich ermöglichen ihm eine Arbeitsteilung innerhalb der Familie, wie sie auch in anderen Lebensgemeinschaften mit Kind erfolgt. Seine Assistenten kann er zum Einkaufen, Putzen, Tochter von der Schule abholen usw. einsetzen, eben für alle Aufgaben, die er selbst erledigen würde, wäre er nicht behindert. Mit Hilfe seiner Assistenten kann er auch arbeiten gehen. Beruflich ist er viel unterwegs. Er wird dann von seinen Assistenten begleitet, was seine Frau aufgrund der eigenen Berufstätigkeit nicht könnte. Auch im Urlaub nimmt er Reiseassistenten mit, um seiner

Familie und sich die gleiche Unabhängigkeit wie in anderen Familien zu garantieren. Die Mehrkosten, die berufliche und private Reisen verursachen (Reisekosten und Unterkunft für die Assistenten) sind in den monatlichen Zahlungen von der Sozial-

versicherung bereits einbegriffen. Er muss nicht zu jedem Anlass Gesuche einreichen, wie es in Deutschland erforderlich wäre. Er bekommt seine Gelder von der

Sozialversicherung monatlich im Voraus. Hier finde ich es erwähnenswert, dass es sich nur um einen Kostenträger handelt. In Deutschland sind oft mehrere Kostenträger für die Finanzierung zuständig, was insgesamt einen höheren Verwaltungsaufwand zur Folge hat. Somit kann, meiner Meinung nach, Geld verantwortungsvoller dorthin geleitet werden, wo es wirklich benötigt wird. Mit Sicherheit sind die Verwaltungskosten für Pflege und Assistenz in Schweden geringer als in Deutschland.

Jedes Jahr setzt die Regierung in Schweden die Höhe des pauschalen Stundensatzes für das Folgejahr fest. Für 2003 beträgt er ungefähr 22,- Euro. Jeden Monat bekommt Herr Ratzka einen Betrag von 18 Assistenzstunden x 31 Tage x 22,- Euro. Damit bezahlt er direkte und indirekte Lohnkosten (vergleichbar den Arbeitgeberanteilen) und die Verwaltungskosten der Genossenschaft. Den monatlichen Restbetrag kann er für Reisekosten seiner Assistenten nutzen. Hierbei möchte ich hervorheben, dass die Gelder unabhängig von seinem Einkommen und Vermögen gezahlt werden. Auch das ist in Deutschland nicht so. Herr Ratzka berichtete ergänzend, dass Menschen, die nicht für die Assistenzleistungen der Sozialversicherung in Frage kommen, ihre praktischen Hilfen von den Gemeinden beziehen. Die Gemeinden entscheiden dabei, ob sie dieser Verantwortung mit Geld- oder Sachleistungen nachkommen.

Herr Ratzka kam daher zu folgendem Ergebnis:

Obwohl Schweden ein Land mit wirtschaftlichen Problemen ist, über wenige konjunkturrempfindliche Industriezweige verfügt und auf einen hohen Anteil an



Rentnern verweisen kann, gibt es dort eine fortschrittliche Lösung anstelle von Heimunterbringung!

Ihm fällt bei jedem Besuch in Deutschland auf, wie wesentlich höher der Lebensstandard hier ist. Nicht nur, weil die Schweden beispielsweise die ältesten Autos in der EU fahren, sondern auch weil die Kaufkraft der Schweden an 15. Stelle innerhalb der EU liegt, also weit hinter den Deutschen. Das schwedische Beispiel zeige aber, dass ein Land nicht reich sein müsse, um seinen behinderten Bürgern ein selbstbestimmtes Leben in der Gemeinschaft zu ermöglichen. Er stellte sich die Frage, die auch ich mir stelle, warum dieses Modell in Deutschland nicht möglich sein soll.

Der zweite Tag

Am zweiten Tag fanden zeitgleich vier Arbeitsgemeinschaften statt. Ihre Ergebnisse in Kürze:

AG 1: Sozial teilhaben statt medizinisch pflegen!

Drei Referentinnen, alle selber Assistenznehmerinnen, berichteten über ihre Erfahrungen mit den verschiedenen Assistenzmodellen in Deutschland: über das Arbeitgebermodell und die von Assistenzgenossenschaften und Ambulanten Anbietern organisierte Assistenz.

Jeder Assistenznehmer muss für sich entscheiden, welches Modell er bevorzugt, abhängig von der eigenen Kompetenz (z.B. der Organisationskompetenz). Es wurde Einigkeit darüber erzielt, dass alle drei Modelle ihre Berechtigung haben, der stationären Unterbringung sei aber grundsätzlich der Vorzug zu geben. Sicher auch in Anlehnung an Herrn Ratzkas Vortrag wurde hier die Forderung nach einem Assistenzsicherungsgesetz und einer vermögens- und einkommensunabhängigen Assistenz für dringend notwendig erachtet.

AG 2: Überlegt planen statt Barrieren errichten

Hier kam man zu dem Ergebnis, dass es zwar ein tolles Gleichstellungsgesetz gibt, aber leider nur auf dem Papier! Da Bauwesen Ländersache ist, wird Barrierefreiheit wahrscheinlich weiterhin an der komplizierten Bürokratie scheitern, bis nicht alle Bundesländer konsequent an der Umsetzung des Gesetzes arbeiten.

AG 3: Gleich achten statt diskriminierend verhalten!

„Wir brauchen kein abwertendes Mitleid, sondern Gleichstellung!“, lautete die klare Forderung. Dabei wurde auch die gesetzliche Verankerung auf ein Recht durch Pflege und Assistenz von Personen gleichen Geschlechts gefordert. Zur allgemeinen Benennung schlug man für die Zukunft „Menschen mit Lernschwierigkeiten“ als Begriff vor, da „Geistige Behinderung“ diskriminierend sei.

AG 4: Leben ermöglichen statt Behinderte selektieren!

Grundsätzlich wurde kritisiert, dass Frauenärzte in Deutschland relativ schnell bereit sind einen Schwangerschaftsabbruch (und dieses bis weit über die 12. Schwangerschaftswoche hinaus) vorzunehmen, sofern eine Behinderung bei Föten festgestellt wird. Kaum ein Frauenarzt hat hingegen die Kompetenz, Frauen in dieser Situation zu beraten, damit diese die Möglichkeit habe, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen. Wo findet die werdende Mutter Unterstützung und Zuspruch, ihr behindertes Kind auszutragen? Warum wird sie in dieser Situation alleingelassen?

Zum Thema Sterbebegleitung war sich die AG einig, ein Gesetz zur Sterbehilfe sei nicht wünschenswert. Zu groß sei dabei die Gefahr, durch eine gesetzliche Regelung Druck auf Betroffene auszuüben. Sie könnten sich genötigt fühlen,

dieses Gesetz in Anspruch zu nehmen, „weil es die Gesellschaft erwartet.“

Anders hingegen steht es mit der Sterbebegleitung: jeder Mensch ein Recht, in Begleitung zu sterben, sei es zu Hause oder auch in einer speziellen Einrichtung, auf jeden Fall unter guter pflegerischer und medizinischer Versorgung und Assistenz.

Ergebnis

Die Abschlussrunde, bestehend aus behinderten und nichtbehinderten Referenten betonte, dass von 1998 bis heute viel erreicht wurde, es aber weiterhin viel zu tun gibt. Frau Arnade lobte die gute Organisation der Veranstalter, die Bemühungen des „Hotel Maritim“ bezüglich der Unterbringung der behinderten und nichtbehinderten Teilnehmer. Sie lobte aber auch die, wie sie sagte, „Tapferkeit“ der behinderten Hotelgäste, die recht kreativ mit Barrieren innerhalb des Hotels umgegangen sind.

Mein Bericht ist nur als Kurzbericht zu verstehen, von jedem Vortrag zu berichtet, hätte jedoch den Rahmen gesprengt. Der gesamte Kongress fand in einer angenehmen Atmosphäre statt, auch ich habe mich an diesen zwei Tagen sehr wohl gefühlt. In den Pausen gab es reichlich Gelegenheit für Gespräche.

Ich finde es unfassbar, dass die Medien so wenig Interesse an diesem Kongress zeigten. Mir ist lediglich ein Artikel in der „Magdeburger Volksstimme“ bekannt geworden. Mich persönlich haben die Themen auf diesem Kongress nachhaltig beeindruckt, die Teilnahme war für mich ein Erlebnis.

Susanne Kiefer

Pflegedienstleiterin, Ambulanter Dienst der Fürst Donnersmarck-Stiftung

Fühlbares Engagement

Als eines der ersten Postunternehmen der Welt hat die Schweizerische Post eine Briefmarke mit Brailleschrift herausgegeben. Mit der Sondermarke soll die langjährige Arbeit zahlreicher gemeinnütziger Organisationen und besonders das 100-jährige Engagement des Schweizerischen Zentralvereins für das Blindenwesen (SZB) und der Schweizerischen Bibliothek für Blinde und Sehbehinderte (SBS) geehrt werden. Das 70 Rappen-Postwertzeichen erscheint dem Betrachter zunächst als leuchtendes rotes Rechteck. Erst beim Berühren oder genauem Hinsehen bemerkt man die in Brailleschrift geprägte und durch eine Lackierung angegedeutete Zahl „70“. Sie wird kontrastiert durch den normal lesba-



ren Schriftzug „Helvetia 70“. Entworfen wurde die Marke von der Grafikerin Sandra Di Salvo aus Winterthur, die mit ihr eine Vorstellung vermitteln möchte, wie sehbehinderte und blinde Menschen den Alltag erleben. Sehende Menschen sollen mit dieser sinnlich erfahrbaren Briefmarke für die Thematik Sehbehinderung sensibilisiert werden. Die Schweizer Post befördert bereits seit 1905 Blindensendungen kostenlos und gilt als Vorreiter der heute weltweit gültigen Portofreiheit für Blindensendungen, den so genannten „Cécogrammes“. Die Braille-Sondermarke ist seit dem 6. März 2003 erhältlich.

Zu Beziehen unter
www.post.ch/philashop

SGB IX und seine Pannen in der Praxis

Mit folgendem Artikel eröffnen wir eine Informationsplattform, wo Betroffene – auf Wunsch auch ohne namentliche Nennung – über ihre Schwierigkeiten bei der Durchsetzung ihrer Anträge basierend auf SGB IX berichten können. Wir bitten unsere Leser, auch ihre Erfahrungen zu schildern.

Die Redaktion.

Ein Gutachterbesuch der Krankenkasse

Am 25. November 2002 besuchte mich ein Gutachter meiner Krankenkasse mit seinem Praktikanten in meiner Wohnung, um festzustellen, ob sie meinem Antrag aufgrund meiner Sehbehinderung auf das Lesesystem Openbook zustimmen können oder nicht. Ich hatte im Februar 1996 bereits die Anschaffungskosten für ein anderes auf meine Einschränkungen spezialisiertes System erstattet bekommen. Nun ist es in den Jahren anfällig für Reparaturen geworden und entspricht nicht mehr den Anforderungen zur Teilhabe am derzeitigen Informationssystem.

Der Gutachter eröffnete das Gespräch damit, dass ich damals (1996) ja schon ein System bekommen habe, das gar nicht von der Krankenkasse finanziert werden durfte. Sie finanzieren nur „geschlossene Systeme“. Ich fragte ihn, was das denn heiÙe und erhielt die Belehrung, wonach ich einen Anspruch auf ein Gerät habe, mit dem ich mal einzelne Dokumente einlesen kann, aber keine CD-Rom, keine Telefonbücher, keine Tagespresse, weder einen Duden nutzen noch lesen kann. Die Konsequenz daraus ist, dass ich dafür auf eine Vorlesekraft angewiesen wäre, die ich selber finanzieren müsste. Diese Form von Abhängigkeit widerspricht der eigenständigen Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Eine Lösung läge



in einem sogenannten „offenen System“, welches mit einem CD-Rom- und Diskettenlaufwerk ausgestattet ist. Ein offenes System unterliege aber nicht dem Finanzierungsbereich der Krankenkasse, erhielt ich als Antwort.

Das SGB IX besagt hingegen, dass Menschen mit Behinderung so ausgestattet werden müssen, dass sie am gesellschaftlichen Leben teilhaben können. Das heißt für mich auch, dass ich den Computer zum Schreiben benutzen und auch am Informationssystem partizipieren darf. Wie soll ich zum Beispiel der Krankenkasse antworten, wenn ich nicht die Möglichkeit habe, ihr zu schreiben? Und wozu gestalten alle Behörden mittlerweile ihre Internetauftritte barrierefrei, wenn ich keinen Zugang dazu bekomme?

Ich wurde darüber belehrt, dass man die Gesetze unterschiedlich interpretieren könne, demnach gebe es keinen Hand-

lungsbedarf, mir ein komplettes Gerät zu finanzieren. Auf meine Frage hin, ob mein Antrag dann wohl abgelehnt werden wird, antwortete man mir lapidar mit „ja“. Wir beendeten das Gespräch. Ich kündigte meinem Besuch an, dass ich Widerspruch einlegen und notfalls klagen werde. Dann verließen die Gutachter meine Wohnung.

Mein Antrag wurde abgelehnt mit der Begründung, dass das von mir gewünschte System nicht im Leistungskatalog der Krankenkasse aufgeführt ist.

Drei Monate später: Gegen den Bescheid habe ich mit meinem Rechtsanwalt Widerspruch eingelegt. Bis Mitte März hat sich die Krankenkasse nicht dazu geäußert.

Name der Redaktion bekannt

Laut SGB IX hat die Krankenkasse den Auftrag, innerhalb einer Frist zu klären, welcher Rehabilitationsträger für die Erfüllung des Antrages zuständig ist. Sollte sie selber nicht zuständig sein, muss sie – und nicht der Antragsteller – mit der zuständigen Institution Kontakt aufnehmen. Das gilt auch für Mischfinanzierungen. Diese gesetzliche Regelung sichert eine schnelle Versorgung und verhindert, dass Menschen mit Behinderung nicht von einem Rehabilitationsträger zum anderen geschickt werden können und keiner sich zuständig fühlt.

Ursula Rebenstorf

Das SGB IX im Netz

Auch Karl Hermann Haack, Beauftragter der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen, setzt auf Dialog: auf www.sgb-IX-umsetzen.de finden sich Praxisbeispiele, aktuelle Rechtsinterpretationen und Fachartikel, die das Gesetz für alle Betroffenen transparenter gestalten sollen. Das Portal soll des Weiteren als interaktives Forum zum gemeinsamen Austausch anregen. Die Seite ist nach dem neuesten Stand barrierefrei gestaltet.

Veranstaltungshinweis zum Thema Rechtsgrundlagen des SGB IX

Verbesserungen im Leistungsrecht auf Grund des Gesetzes zur Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen (SGB IX)

In diesem Vortrag erklären Rechtsanwälte die rechtlichen Spielräume und die tatsächlichen Chancen auf Rehabilitation von behinderten Menschen auf Basis des Sozialgesetzbuchs IX. In diesem Sozialgesetzbuch sind die seit dem 1. Juli 2001 vereinheitlichten Rechte der Rehabilitation aufgeführt. Damit werden behinderten Menschen bzw. von einer Behinderung bedrohten Menschen erstmals wichtige Beteiligungs- und Gestaltungsrechte eingeräumt.

Der Vortrag klärt auch u.a.:

- was bedeutet die Abkehr vom Sachleistungsprinzip?
- was wird bei einer mehrstufigen Fristenregelung festgelegt?
- wann muss der Antragsteller für Beschaffungen selbst aufkommen?
- wie sind die Maßnahmen der Eingliederungshilfe geregelt?

Im Anschluss gibt es in einer Gesprächsrunde Möglichkeit zur Klärung von Einzelfragen.

Referentin:
Nicole Weyde, Rechtsanwältin

Mittwoch, 7. Mai 2003

17:30–19:00 Uhr

Eintritt frei

Ort:

Villa Donnersmarck,
Schädestraße 9–13,
14165 Berlin

Anmeldung erbeten unter :
Tel: 847 187 0 oder unter
villadonnersmarck@fdst.de

Frühjahrsputz

Der Umbau der Blissestraße
12/14

Zur Zeit staubt es mächtig in der Blissestraße. Die Gruppenräume der blisse 14 und das Reisebüro werden umgebaut. Ab Mai 2003 sind wir dann in neuen Räumen für Sie da.

Hier einige Bilder des Umbaus.



Für dieses Jahr stehen natürlich weiterhin Tagesfahrten und Reisen auf dem Programm.

Tagesfahrten:

Erlebnishof Schönewalde 12.5.2003

40,- €, inklusive Fahrt und Essen

Spreewald 16.6.2003

48,- €, inklusive Fahrt, Essen, Kahnfahrt

Linumer Bruch 7.7.2003

30,- €, inklusive Fahrt und Picknick

Floßfahrt 22.8.2003

60,- €, inklusive Fahrt, Floßfahrt, Essen

Burgfest und Museum Eisenhardt 15.9.2003

40,- €, inklusive Fahrt und Essen

Kurzreisen:

Erfurth 27.5.-4.6.2003

550,- €, inklusive Fahrt, Halbpension und Programm

Hamburg mit Musical „König der Löwen“ 20.10.-24.10.2003

685,- €, inklusive Fahrt, Halbpension und Programm

Fernreise:

Ungarn Plattensee 2.9.-16.9.03

1100,- €, inklusive Fahrt, Zwischenübernachtung, Halbpension und Programm

Weitere Informationen und Anmeldungen unter:

Reisebüro der Fürst Donnersmarck-Stiftung

Blissestr. 12

10713 Berlin

Tel. 030/ 821 11 29

FAX 030/ 822 98 03

E-Mail voll.reisebuero@fdst.de



REISEBÜRO
DER FÜRST DONNERSMARCK-STIFTUNG



Bewegung und Wahrnehmung

Ein Bericht über die Jahreshauptversammlung von LIS e.V.

Wie jedes Jahr, fand auch dieses Mal die Jahreshauptversammlung von LIS e.V. im November statt. Nur der Ort war bis jetzt immer ein anderer. In diesem Jahr war der Tagungsort die Neurologische Rehabilitationsklinik in Beelitz. Man kann schon sagen, LIS e.V. gelingt es von Jahr zu Jahr immer besser, seine Hauptversammlung mit wissenschaftlichen Themen zu verquicken. So wurde aus der Jahreshauptversammlung gleich eine interessante Tagung gemacht, auf der die Medizin ihre neuesten Forschungsergebnisse vorstellte, für medizinische Laien verständlich formuliert. Eine wirklich gelungene Mischung von Wissenschaft und Geschäftlichem. War letztes Jahr der Tagungssaal in Grünheide noch ausreichend, musste dieses Jahr schon in einer Turnhalle getagt werden, um alle Interessenten unterzubringen. Nicht umsonst spielt der Vorstand von LIS e.V. mit dem Gedanken, künftig eine zweitägige Tagung abzuhalten. Ein verlockender Gedanke, damit käme als Tagungsort auch das Donnersmarck-Haus in Betracht. Dort wäre alles beisammen, was benötigt würde: Versammlungsraum, Technik, Unterkunft für Weitangereiste und Verpflegung. Die Ökonomen wird dies besonders interessieren, denn ein solches Ereignis könnte die leeren Kassen wieder etwas auffüllen.

Die Jahreshauptversammlung steht jedes Jahr unter einem anderem Motto. Für 2002 war es das Thema „Bewegen und Wahrnehmen“. Es wurde deutlich, dass dieses Thema nicht nur für Locked-in-Patienten interessant, sondern für alle Menschen mit eingeschränkter Bewegungsmöglichkeit von höchst aktueller Bedeutung ist. Den Auftakt gestaltete Prof. Dr. Jörg Wissel, Chefarzt an der

Neurologischen Rehabilitationsklinik Beelitz-Heilstätten, mit einem Vortrag zum Thema „Neurobiologische Grundlagen der Senso-Psychomotorik“. Ihm kam es darauf an, nachzuweisen, dass bei emotional besetzten motorischen Faktoren (z.B. Lachen oder Weinen) auch nach einem Schlaganfall deutlich effektivere Motorik produziert werden kann als zum Beispiel bei Imitationsbewegungen der Gesichtsmuskulatur (Nachahmen von Lachen). Für mich hatte dieser Beitrag einen kleinen Beigeschmack: Prof. Wissel musste, damit seine Ausführungen verständlicher wurden, einen kleinen Ausflug zu den neurobiologischen Grundlagen des Menschen machen. Hmm, peinlich, peinlich, das hatte ich alles mal gewusst! Schließlich hatte ich den Bio-Leistungskurs belegt. Das war allerdings vor 35 Jahren. Nun ja, eines ist mir dabei recht deutlich geworden: Man lernt fürs Leben und nicht für die Schule.

Es schloss sich der Beitrag von Herrn Jäger, 1. Vorsitzender des Fördervereins Basale Stimulation e.V. an. Er stellte „Das Konzept der Basalen Stimulation“ vor. Die Grundidee dabei ist folgende: Operationen, Immobilität, Schmerzen etc. bewirken Fremdheit im eigenen Körper. Die gewohnte Kommunikation ist verändert und beschränkt sich häufig auf das Empfangen einseitiger, funktionaler Anforderungen (Typische Einwegkommunikation, der Verf.). Durch gestörte Kommunikation können Verwirrtheit, Aggression, Teilnahmslosigkeit und sogar Totstellreflexe auftreten, die nicht ins eigentliche Krankheitsbild passen. Basale Stimulation versucht diesem Prozess entgegen zu wirken. Durch positive Reizangebote soll die Wahrnehmung des eigenen Körpers gefördert werden. Dies kann z.B. durch



Atmung, gezielte Berührung, Bild- und Farbangebote, Geräuschveränderungen, Geruchsintensivierung, Geschmacksangebote, Lageveränderungen oder Vibrationen geschehen. Informationen über das bisherige Leben des Patienten spielen bei der Wahl der Reize eine entscheidende Rolle. Wichtig: Das Konzept sieht nicht vor den Zeitaufwand der Pflege zu erhöhen, sondern ihn bewusster zu nutzen.

Es folgte eine Lesung. Frau Gudrun Müller las vor aus der Broschüre von Günter Müller „Im Reich der Halluzinationen – Gefangen im Ich nach dem Schlaganfall“ (Siehe dazu auch Seite 51). Natürlich war auch Günter Müller anwesend, aber er kann sich nicht selbst äußern. In seiner Broschüre wird recht plastisch geschildert, wie ausgerechnet Phantomschmerzen ihm das Leben zur Hölle machten. Fachlich ergänzt und kommentiert wurde die Lesung von Dr. C. Proske, einer Ärztin, bei der Herr Müller in Behandlung war.

Natürlich trug auch LIS e.V. zum Gelingen der Veranstaltung bei. So hörten wir „Beispiele für die Einheit von Bewegung und Wahrnehmung“ von Ch. Kühn, G. Mrosack und K-H. Pantke. C. Kühn konnte aus ihrem reichen Erfahrungsschatz schöpfen. Im Mittelpunkt stand die Frage: „Was passiert mit der Wahrnehmung, wenn keinerlei Bewegung mehr möglich ist?“

Selten verging die Zeit so schnell wie auf dieser höchstinteressanten Tagung. Natürlich hatte die vorher eingeplante Zeit für die Vorträge hinten und vorne nicht gereicht. Die Organisatoren waren jedoch recht clever: Sie hatten eine Mittagszeit von zwei Stunden eingeplant. Die tatsächliche Mittagspause betrug jedoch nur 40 Minuten. Mit diesem Schachzug der Organisatoren gelang es, pünktlich die eigentliche Jahreshauptversammlung in Angriff zu nehmen. Es ging ums liebe Geld, wie jedes Jahr.

Wichtig: Die Mitgliedsbeiträge für Personen und Institutionen wurden trotz angespannter Lage der Wirtschaft nicht erhöht. Wir hoffen dennoch, durch mehr neue Mitglieder und natürlich Sponsoren unsere Ziele realisieren zu können.

Friedemann Knoop

Was machte der Mann allein vor dem Vorhang?

Ein Opernabend mit Rigoletto von Francesco Maria Rave, Musik: Giuseppe Verdi

Am 10. Dezember 2002 trafen sich die Opernfreunde in der Villa Donnersmarck. Für die Einführung zum bevorstehenden Abend war Angelika Klahr kurzfristig für den leider erkrankten Lothar Friedrichs eingesprungen. Ich muss sagen – sie meisterte die Sache hervorragend!

Anschließend fuhren wir nach einem kleinem Imbiss rechtzeitig los, sogar eine kleine „Lichterfahrt“ war noch drin. An der Komischen Oper Berlin in Mitte angekommen, Garderobe abgegeben, Plätze eingenommen, aber – was machte der Mann allein vor dem Vorhang? Nun, er las Zeitung, inspizierte das hereinströmende Publikum mit leicht finsterner Miene, wirkte nervös – wen oder was suchte er? Hinter dem geschlossenen Vorhang entstand Unruhe, dann hob er sich halb und schloss wieder. Der Dirigent erschien mit ratlosem Gesicht, schaute ebenfalls suchend umher, verschwand wieder. Ein dritter Gong ertönte, die Ouvertüre begann, der mit einem „Video-Auge“ erhellte Vorhang hob sich.

So ungefähr war es geplant, aber das mit Wichtigste fehlte noch! Nicht die Sänger und Sängerinnen, sondern die Musiker! Musste die Vorstellung wegen „Musiklosigkeit“ abgesagt werden? Nein, denn hastig eilten sie mit ihren Instrumenten herbei. Notenblätter flogen durch die Luft, Instrumente wie Violine, Geige etc. wurden über den Köpfen des Publikums weitergereicht, Bass und Pauke in den Orchestergraben hinuntergelassen. Die Erklärung ihrer Verspätung – Stau auf

dem Wege in die Oper! Diese Verzögerung des Opernbeginns war verständlich, nun konnte die Aufführung ungehindert beginnen.

Rigoletto – die Tragödie eines Narren und ängstlich, besorgten Vaters in einer Person. Im Gegensatz zur damaligen französischen Zensur, die dem Stoff Unmoral anzulasten suchte, betont Verdi die moralische Grundidee, die in einem sich erfüllenden Fluch liegt.

Der Inhalt: Ein unglücklicher Vater, der die seiner Tochter geraubten Ehre beklagt, wird vom Hofnarren Rigoletto verlacht, der darauf hin vom Vater verflucht wird.

Rigoletto ist der missgestaltete arme Blödsinnige, der für den Hofadel als Prügelknabe erhalten muss, aber auch mit scharfem Verstand die Geißel der Satire schwingt. Doch der Narr setzt auf die Gunst des Herzogs. Er überbietet alle Höflinge an Bedenkenlosigkeit, macht sich ihnen verhasst und erweist sich seinem Herrn gefällig. Er führt ein untadeliges Leben, aber er weiß, „im Dienst“ ist er ein Schuft. Schuld hat die Gesellschaft, die ihn so haben will. Die Verantwortung für sein Tun und die Folgen seines Handels trägt er jedoch selbst.

Rigoletto, der die Ehre seiner Tochter Gilda ängstlich bewacht, wird zum Anstifter bzw. Mithelfer bei der Entführung der Gräfin Ceprano – so glaubt er, aber die Entführte ist seine eigene Tochter. Hatte er den Grafen Monterone noch verhöhnt, der um die Ehre seiner Tochter klagte, so wird Rigolettos eigene nun von seinem

Herzog geschändet. Als er dann sieht, wie der alte Graf in den Kerker geführt wird, erkennt er, dass er sich diese Misere selbst angetan hat. Am Ende hält er sein totes Kind in den Armen, der Fluch erfüllt sich. Rigoletto wollte sich mit unsauberen Mitteln ein sauberes Leben „als Mensch“ aufbauen. Doch gerade das, was er rein erhalten wollte, zerstörte der Narr dem ängstlich besorgten Vater.

Herausragend unter den Akteuren waren für mich Valentina Farcas als Gilda und David Wakeham als Rigoletto. Aber auch die Chorsolisten, der Chor selbst sowie alle anderen SängerInnen und Akteure verdienten genauso ihren Beifall. Das Bühnenbild komplettierte die schöne Inszenierung. Mein Fazit – eine gelungene Aufführung, ein gelungener Abend!

Danke allen Helfern!

Hannelore Jerchow

„Hilf mir, es selbst zu tun“

Die Montessori-Schule, am 31.08.2002 im Bauhaus-Archiv

Tü-u-te-lü-ü-ü, tü-ü-te-lü-ü-ü tü-ü-te-lü-ü-ü. „Wo sei ihr?“, fragte eine Stimme am Handy. „Na, im Bauhaus.“ – „Was, jetzt um diese Zeit?!“ Es ist 20.00 Uhr. Doch wir sind nicht in dem Bauhaus, wo es Pinsel und Farbe gibt. „Wir sind im Bauhaus-Archiv, zur ‚Langen Nacht der Museen‘.“ „Ich komme – Ich komme!“ – Und so verbrachten wir den Abend zu dritt.

Wir hatten das Bauhaus-Archiv ausgewählt, weil es dort eine „Italienische Nacht“ gab. Ein Abend mit mediterraner Musik, Pasta, Eis, Espresso, Wein und Cocktails. Nur ein Museum sollte es für mich sein, noch weitere wären mir wirklich zu viel gewesen. Mich hatte zuvor eine Sonderausstellung im Bauhaus-Archiv begeistert, über die ich unbedingt schreiben möchte. Zwar ist das Thema „Schule und Bildung und starke Frauen“ in der WIR abgeschlossen, dennoch drängt es mich förmlich, über Maria Montessori und ihre Pädagogik zu berichten.

Durch Bilder und Schriften erfuhr ich von der Montessori-Lehrmethode. Ich war so begeistert, dass ich es bedauerte, nicht mehr Kleinkind zu sein, nicht mehr in den Kindergarten oder gar in die Schule zu müssen. Hätte ich gar Kinder, sie müssten in diese Schule gehen! Aber in meinen Jahren sollte man das Kinderkriegen lassen, das würde wohl niemandem bekommen.

Ich erfuhr durch diese Ausstellung vom Montessori-Kinderhaus und ihrer Schule, die es in den Jahren 1914 bis 1935 gab. Herzig, wie die kleinen Mäuse (Kinder – ca. dreijährig) an den niedrigen Tischen auf kleinen, körpergerechten Stühlen saßen. Die eigens entwickelten Lehrmaterialien und Möbel sind bestechend klar und einfach, präzise und sinnlich ansprechend – aus Holz. Sie erfüllen das kindliche Bedürfnis nach Konzentration, Wiederholung und danach, etwas Neues zu lernen. Originale Lehrmaterialien aus den 20er Jahren, eine Reihe von Möbeln und

bisher unbekanntem Fotos dokumentierten die reformpädagogische Arbeit nach Maria Montessori. Bei ihrer Lehrmethode setzt man alle Sinne ein: das Fühlen, Greifen, Tasten, Sehen, Hören, Schmecken. Auf einem Foto sah ich Kinder im Beschäftigungsraum mit eigenen, natürlich kleinen Abwaschtischen; ein anderes zeigte ein Kindergartenkind bei eifriger Schnürübung. Rechnen mit Bändern, Perlen und Kugeln, eine Erdkugel wird durch Lehm geformt und die geformten Erdteile an ihr erläutert. Alle Arbeitsmaterialien werden ausführlich besprochen.

Um 1900 entwickelt die italienische Ärztin und Pädagogin Maria Montessori ihr grundlegendes reformpädagogisches Konzept. Neu daran war, dass Kinder ihre eigenen Fähigkeiten und Neigungen entdecken und üben dürfen. Die Rolle der Lehrer orientiert sich an dem Bedürfnis des Kindes: „Hilf mir, es selbst zu tun!“ Daran hat sich bis heute nichts geändert: die Klassen haben wenig Schüler, werden von Klassenlehrern, Praktikanten und einem Zivi betreut. Außerdem gibt es verschiedene Fachlehrer in Musik, Sport, Hauswirtschaft etc., aber auch Computerkurse und andere Fächer wie in einer Hauptschule. Eine Mutter aus München sagte auf die Frage, warum sie ihre Kinder bewusst in eine Integrationsklasse getan habe, ganz spontan: „Ich wollte immer, dass meine Kinder mit behinderten Kindern umgehen, das war mir ganz wichtig. Ich hatte selber Freunde mit Behinderung und deshalb wollte ich, dass auch meine Kinder lernen, ganz normal damit umzugehen.“ Gemeinsam gehen sie in die Integrationsklasse einer Montessori-Schule.

Das Leben der Maria Montessori weckt Interesse in mir. Sie gehört zu den starken Frauen, darum einige Zeilen zu ihrer Lebensbiographie:

Maria Montessori wurde am 31.08.1870 in der Provinz Ancor (Italien) geboren und wuchs in einer großbürgerlichen Familie auf. Sie besucht eine Grundschule, in der eiserne Disziplin gilt.

Die Klassen waren überfüllt und es herrschte die Paukdidaktik. Zum Ende der Schulzeit entdeckte sie ihr Interesse für Mathematik und Naturwissenschaften. Sie besuchte eine technisch-naturwissenschaftliche Schule, was für Mädchen zur damaligen Zeit recht ungewöhnlich war. Gegen den Willen des Vaters und gegen enormen Widerstand seitens der Universität gelang ihr als erste Frau Italiens der Zugang zum Medizinstudium, das sie 1896 mit großem Erfolg abschloss. Während der folgenden Zeit als Assistenzärztin in der Kinderabteilung der psychiatrischen Klinik in Rom beobachtete sie das Lernverhalten von behinderten Kindern. Montessori folgerte, dass die Entwicklung entscheidend von der Umgebung geprägt wird und behinderte Kinder besonders angeregt werden müssen. 1899 wurde Maria Montessori Direktorin einer medizinisch-pädagogischen Schule, der eine Modellschule zur Ausbildung von Lehrern für behinderte Kinder angeschlossen war. Hier setzte sie ihre Theorie in die Praxis um und erreichte Erstaunliches hinsichtlich der Entwicklung der Kinder: Die Kinder konnten nach zwei Jahren bereits die Regelschule besuchen. Außerdem konnten sie bei öffentlichen Prüfungen mit nicht behinderten Kindern mithalten. 1901 ging Montessori zurück an die Universität und studierte Philosophie. 1904 erhielt sie eine Professur für Anthropologie in Rom. Zu dieser Zeit hatte sie bereits eine klare Konzeption von den Voraussetzungen, die für die Entwicklung des Kindes entscheidend sind. Sie lehrte diese in ihren Vorlesungen, schrieb sie in ihren Büchern nieder. 1906 bietet sich ihr die Gelegenheit, ihre Methoden und Theorien zu erproben. Als Ärztin soll sie sich, auf Wunsch der italienischen Regierung, um die Situation der Kinder in den Elendsvierteln kümmern. Im Armenviertel von Rom gründete sie das erste Kinderhaus für zwei- bis sechsjährige Kinder. Sehr schnell stellten sich Erfolge ein. Das Kinderhaus war bald berühmt: Verwahrloste, vernachlässigte Kinder begannen selbständig zu arbeiten,

mit einer Konzentration, die keiner erwartet hatte. Im direkten Umgang mit den Kindern und durch genaue Beobachtung entwickelte Maria Montessori ihre Ideen weiter und differenzierte ihre Theorie. Ihre Erfolge verschafften ihr Anerkennung. Weitere Kinderhäuser entstanden nach ihrem Konzept, auch in der Mittel- und Oberschicht. Das enorme Interesse an ihrer Methode veranlasste Maria Montessori 1909 Ausbildungskurse für Lehrer durchzuführen. Zeitgleich erschien ihr Buch, das sie international berühmt macht. In den folgenden Jahren widmete sie sich der Verbreitung und Unterrichtung des Montessori-Pädagogik durch Vorträge und Lehrgängen in zahl-



reichen Ländern von Europa, Nord- und Südamerika und in Indien. 1911 wird die Montessori-Methode in englischen Schulen praktiziert und in italienischen Volksschulen eingeführt. Modellschulen entstehen in Paris, New York, Wien und Berlin. Nachdem bereits viele nationale Montessori-Gesellschaften entstanden waren, wurde 1929 die AMI, Association Montessori Internationale, gegründet. Sie hatte ihren Sitz bis 1935 in Berlin, seitdem sitzt sie in Amsterdam. Der erste internationale Montessori-Kongress findet statt. Die zunehmende Verbreitung der Lehrmethode wird jedoch durch den Faschismus in Europa behindert. 1933 beginnt die Zer-

störung der Montessori-Bewegung durch den Nationalsozialismus. 1934 werden in Berlin die Montessori-Schulen geschlossen. Die politische Situation in Europa beeinflusst auch das persönliche Leben der Maria Montessori. Seit 1916 lebte sie in Spanien, Barcelona, das sie bei Machtübernahme durch Franco (1936) verlässt. Sie siedelt in die Niederlande um. Schließlich verlässt sie Europa und lebt bis 1946 in Adjar, Indien. Die Montessori-Bewegung wird von Gandhi unterstützt und erfährt in Indien neuen Aufschwung. Nach Kriegsende arbeitet sie verstärkt an der Erneuerung der Bewegung. Trotz ihres hohen Alters begibt sie sich auf Vortragsreisen und leitet Ausbildungskurse. Maria Montessori stirbt am 6. Mai 1952 in den Niederlanden. Auf ihrem Grabstein steht in italienischer Sprache: „Ich bitte die lieben Kinder, die alles können, mit mir zusammen für den Frieden zwischen den Menschen in der Welt zu arbeiten.“

Dora Benzlath

Vom Prenzlauer Berg zum Kurfürstendamm

Gedanken und Eindrücke zum
Tod von Horst Buchholz

Horst Buchholz, ein Sohn unserer Stadt, ist am 3. März 2003 gestorben. Das wissen wir alle. Die Medien haben darüber ausführlich berichtet. Ich möchte Ihnen, liebe Leser, jetzt nicht noch einmal seinen Lebenslauf erzählen, sondern meine Eindrücke schildern, die ich in den letzten Jahren von ihm hatte.

Seit ca. zwei Jahren gehe ich fast jeden Sonntagnachmittag auf einen Kaffee in das Kaffeehaus Berlin am Kurfürstendamm 63. Und dort habe ich fast immer Horst Buchholz gesehen. Er saß meistens, eigentlich immer, allein an einem Tisch und trank Kaffee. Oft hat er sich mit der Chefin des Kaffeehauses unterhalten.



Dennoch machte er auf mich den Eindruck eines einsamen Mannes. Er, ein Weltstar, saß Sonntag für Sonntag allein in

einem Café. Seine Familie lebt weit entfernt für sich, er aber war zurückgekehrt nach Berlin. Ecke Kurfürstendamm und Giesebrechtstraße hatte er eine Wohnung. Sicherlich lebte er dort allein. Sonntags ging er ins Kaffeehaus. Auch hier war er ohne Gesellschaft. Die anderen Gäste warfen ihm Blicke zu, angesprochen wurde er nicht oder kaum. Ein Weltstar war zurückgekehrt an die Wurzeln seines Lebens. Früher umjubelt, jetzt sehr zurückgezogen. Otto Normalverbraucher stellt sich das Leben eines so großen Schauspielers sicherlich anders vor. Nach seinem Oberschenkelhalsbruch lief er an einer Unterarmstütze, man merkte, dass es ihm schwerfiel. An einem Sonntag im Februar habe ich ihn zum letzten Mal gesehen. Am 3. März ist er verstorben. Ich habe an seiner Trauerfeier teilgenommen. Die Anteilnahme aller Anwesenden war groß. Viele seiner Kollegen waren gekommen. Direkt neben mir saß Karin Baal, seine Partnerin aus dem Film „Die Halbstarke“. Diese Rolle war sein Durchbruch für eine internationale Karriere.

Horst Buchholz verbrachte seine Kindheit und Jugend am Prenzlauer Berg, am Kurfürstendamm lebte er die letzte Zeit seines Lebens. Er war der erste männliche Schauspieler aus Deutschland, der nach dem Krieg Hollywood eroberte. Auf der ganzen Welt hatte er gearbeitet, aber er kam immer wieder nach Berlin zurück. „Deutscher sein ist nicht wichtig, aber Berliner zu sein, das ist was Besonderes und was Großes“, pflegte er stets zu sagen. Sein Motto war: „Sei nett zu den Menschen, dann sind die Menschen auch nett zu Dir.“ Diese Worte haben ihm sicherlich viele Türen geöffnet. Die Einsamkeit aber schien geblieben zu sein. Beenden möchte ich meinen Bericht mit dem Satz, mit dem auch der Regierende Bürgermeister seine Ansprache schloss: „Hotte, wir vergessen Dich nicht!“

Marion Römermann

Leidenschaft

Von früher Kindheit an beherrschte mich eine Leidenschaft, deren Ursache ich – vielleicht – jetzt im hohen Alter erst erfahren habe. Vielleicht ist auch alles nur ein Hirngespinnst. Ich überlasse es dem Leser, sich ein Urteil zu bilden. Er hat mein vollstes Verständnis dafür, meine Empfindungen und meine Rückschlüsse aus diesen als Hirngespinnst abzutun. Er möge aber bitte meine Empfindungen nicht verlachen.

Die „Leidenschaft“, das waren Reisen, das Erfahren fremder Kulturen, möglichst weit entfernt vom Wohnsitz. Angefangen hat es natürlich – so viel Geld hatte ich damals nicht – mit Reisen nach Italien, Spanien, Jugoslawien, also Europa. Die Sowjetunion (Leningrad, Moskau, Kaukasus, Sibirien, Kasachstan, Usbekistan, Tadschikistan), der ganze Norden Europas (bis nach Spitzbergen und an den Rand des Ewigen Eises) kam hinzu. Afrikas ganzen Norden, Kenia, Südafrika, Amerika und Asien erforschte ich, zu immer teureren Reisen trieb es mich. Über Jahrzehnte trug ich eine Sehnsucht im Herzen. Als ich noch ganz gut laufen konnte, hatte ich das für diese Reise erforderliche Geld nicht, und als ich dann auf den Rollstuhl angewiesen war, wurden Reisen für Rollstuhlfahrer nach Indien lange Zeit nicht angeboten. Ja, nach Indien zog mich eine geheime Macht. Im Herbst 2002 erfüllte sich mein Herzenswunsch, ich flog mit Grabo-Reisen nach Indien! Nachdem sich die Unruhe, die Reisevorbereitungen immer mit sich bringen, etwas gelegt hatte, wurde ich immer ruhiger, immer gelassener. Wir landeten in Delhi nach Mitternacht, fuhren mit einem Bus zum Hotel. Ich wurde immer gelöster und zufriedener. Ich hatte das Gefühl, ich war „angekommen“. Alles, was ich sah, war mir vertraut. Ich hatte das Gefühl, all das, was mich umgab, bereits irgendeinmal, in irgendeinem Zustand bereits gesehen und erlebt zu haben. Dies Gefühl ließ mich die ganze Reise über

nicht los. Ich konnte es nicht damit abtun, dass ich Ähnliches in anderen Ländern bereits gesehen hatte. Nein, so einfach ließ sich mein Innenleben nicht übertölpeln. Gibt es eine Wiedergeburt? Hatte ich schon einmal gelebt, und zwar in Indien? War meine Reiselust nur die Suche nach meinen Wurzeln gewesen? Fragen über Fragen, die mir niemand beantworten kann, und ich bitte, sie auch nicht beantworten zu wollen! Es sind meine ureigensten Empfindungen. Sie mögen real sein, sie brauchen es aber nicht zu sein. Eines nur ist Tatsache: Mein Hunger nach fernen Ländern scheint gestillt zu sein. Eine Reise nach Australien für 2003 habe ich an- und ein paar Wochen später wieder abgemeldet.

Ruth Weie

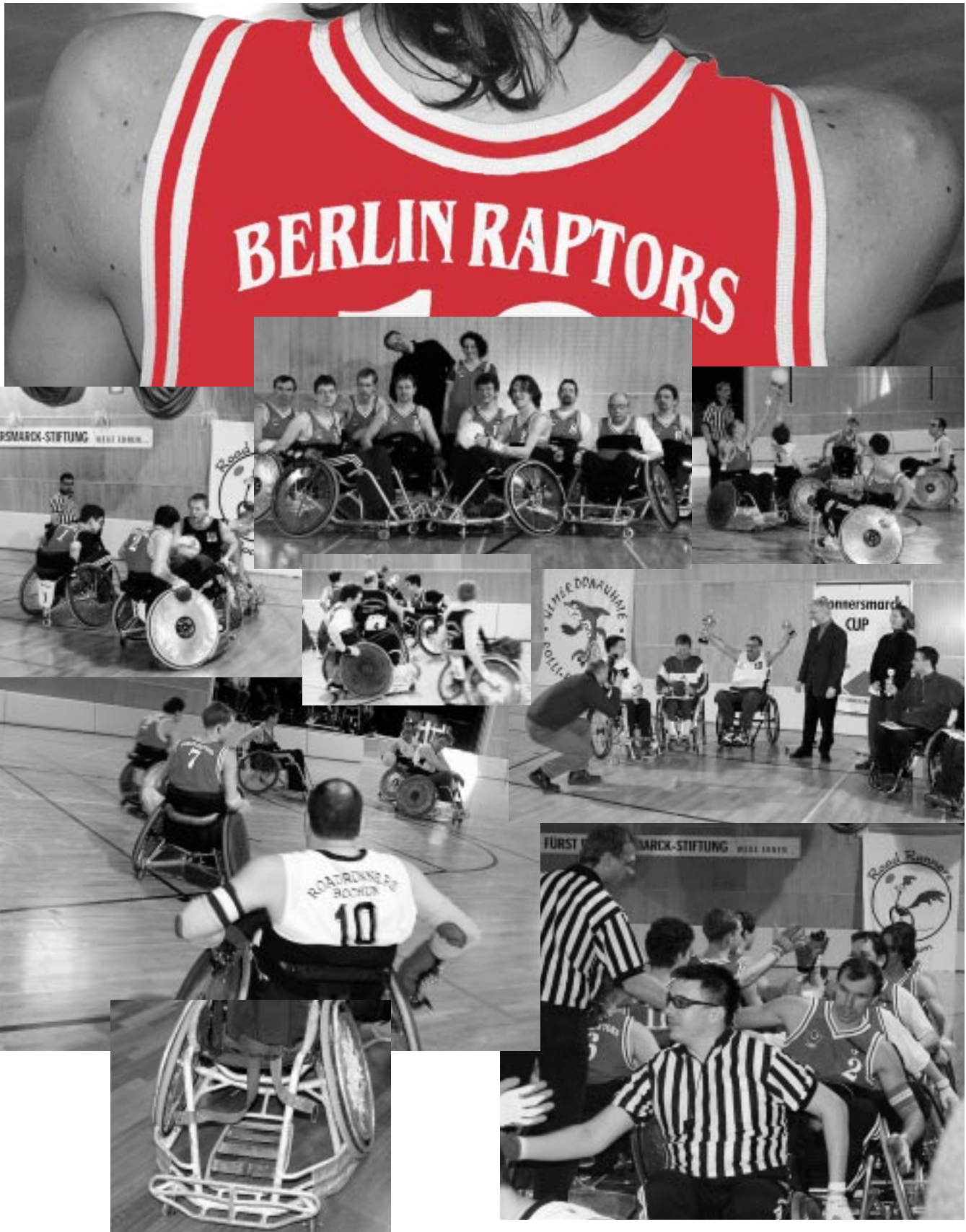
Barrierefrei bis ins Detail?

Vor einigen Jahren wurde auf dem Areal Karl-Marx-Straße/Ecke Flughafenstraße ein neues Einkaufszentrum errichtet: das Forum Neukölln. Es besitzt mehrere Etagen, auf denen sich auch neun behindertengerechte Kinos befinden. Fast alles im Forum Neukölln ist behindertengerecht gestaltet, nur die Aufzüge lassen zu wünschen übrig. Insgesamt gibt es drei Aufzüge. Bei allen sind die Bedienungsknöpfe zu hoch angebracht. Ich als Rollstuhlfahrer komme nicht richtig an sie heran. Wenn jemand auf den Knopf drückt, während ich herein fahre, schließen die Türen sehr schnell. Dadurch wurde der Fahrkastenschalter meines Elektrorollstuhls verbogen. Ich und andere betroffene Personen haben uns bei der Serviceabteilung des Hauses beschwert. Dort versprach man uns sofortige Abhilfe zu schaffen, doch bis heute ist nichts geschehen. Das ist sehr ärgerlich.

Nach neuester Bauordnung soll überall behindertengerecht gebaut werden, das gilt auch für Aufzüge. Beim Forum Neukölln wurde dieser Punkt schlichtweg übergangen. In alle Geschäfte und Kinos kann ich problemlos hinein fahren, hinauf oder hinab geht es im Forum Neukölln für mich jedoch nicht.

Das Forum Neukölln wurde getestet von:

Wolfgang Kröpsch



Genickbrecher und Gesetzlose

Rollstuhl-Rugby: Donnersmarck-Cup im HausRheinsberg

Laut war es! Das Krachen von Metall auf Metall und ein schabendes Geräusch waren schon vor der Halle zu hören. Dann plötzlich, ein rhythmisches Klopfgeräusch! Beim Betreten der Halle des HausRheinsberg (www.hausrheinsberg.de) erklärten sich die Geräusche: Hier prallten Rollstühle aufeinander, im Kampf um den Ball oder eine gute Position rieben Metallverkleidungen der Räder aneinander, und die Fans klopfen mit leeren Plastikflaschen auf die Radverkleidung ihrer Rollstühle. Beim Rollstuhl-Rugby bringen sich die Spieler in Situationen, die Rollstuhlnutzer ansonsten tunlichst vermeiden. Die Sportler setzen ihre Rollstühle als Block oder Rammbock ein. Der Organisator des Turniers, Siegfried Schmidt, Verkaufsrepräsentant des Hotels und selbst Rollstuhlfahrer, war beeindruckt: „Man kann sich das kaum vorstellen, es knallt und scheppert, wenn die Jungs richtig loslegen. Wir wollen hier auch deutlich machen, dass Rollstuhlsport viele Facetten hat.“



Am Wochenende 15. und 16. März 2003 spielten in einem Einladungsturnier sechs Mannschaften aus Berlin, Bayreuth, Hannover, Ulm, Baden und Bochum im HausRheinsberg um den Donnersmarck-Cup. Aus Anlass des Europäischen Jahres der Menschen mit Behinderung, hatte die Fürst Donnersmarck-Stiftung (www.fdst.de) den Wanderpokal gestiftet.

Der Sport kam vor etwa sieben Jahren aus Kanada, USA und England nach Deutschland. Rund 250 Sportler, die mindestens an drei Gliedmaßen eingeschränkt sein müssen, gehen dem Rollstuhl-Rugby mittlerweile in drei Ligen nach: Basisliga, Bundesliga und Championsleague.

Auch die Namen der Teams zeugen von einer gewissen Härte: Neckbreakers (Genickbrecher), Raptors (die mittelgroßen, besonders giftigen Dinos, bekannt aus dem Film Jurassic Park), Donauhaie und Outlaws (die Gesetzlosen). Trotz all des Krafteinsatzes kamen im Laufe des Turniers die Sanitäter des Roten Kreuz überhaupt nicht zum Einsatz. Die Spieler schützen ihre Hände mit Handschuhen. Außerdem besagt die Regel: „Der direkte Körperkontakt ist streng verboten.“ Nur dem Rollstuhl ist fast alles erlaubt: rammen,





blocken, einkeilen und schnell wegrollen – möglichst mit dem Ball. Dazu sind die Spieler fest am Rollstuhl angebonden, sie können nicht aus dem Rollstuhl fallen, wohl aber umkippen.

Die Berliner und die Ulmer, von den Roadrunnern aus Bochum auf dem Weg zum Sieg ausgeschaltet, hatten die besonderen Sympathien der Zuschauer. Die Situation erinnerte an die Fußball-Bundesliga. Dort wie hier sind die Favoriten unbeliebt, die Bayern mag niemand, und sie siegen trotzdem. Die Bochumer Roadrunners setzten sich in dem über vier Viertel á 6 Minuten effektiver Spielzeit gehenden Finale gegen die Ulmer Donauhaie mit 23:20 durch. Sie erfüllten damit die Voraussage ihres Spielführers, Haiko te Neues, bei Spielbeginn: „Wir kommen hierher, um den Pokal zu holen. Unser Name steht als erster auf dem Wanderpokal.“

Mein persönliches Resümee: Die harten Kerle, die schon mal über den Schiedsrichter lachen („wenn der aus dem Schlitten fällt...“), sind außerhalb des Spielfeldes sehr umgängliche Zeitgenossen, wie ich im Rahmen des Festes am Samstagabend feststellen konnte.



tag

Schnelle Bälle

Tagesbericht vom Freundschaftsspiel gegen die Lebenshilfe

Liebe Leser der WIR,

Erst einmal möchte ich mich vorstellen. Mein Name ist Andreas Frahn. Ich bin der 2. Torwart der FDH-Kickers und spiele seit etwa einem halben Jahr in dieser Mannschaft. Ich bin selbst behindert, in meinem Fall bedeutet das eine Störung aller vier Gliedmaßen, wobei die Beine besonders stark betroffen



sind. Ich laufe an Gehstützen. Damit könnt Ihr vielleicht die Leistung besser einschätzen, die ich bei den FDH-Kickers erbringen muss. Ich versuche Euch mal zu beschreiben, wie es für mich ist, im Fußballtor zu knien:

Mein Tor hat die Breite eines Handballtores, nur die Höhe ist ca. auf die Hälfte reduziert. Meine Perspektive ist daher eine völlig andere als normalerweise. Die Bälle scheinen, weil ich knie und nicht stehe, doppelt so schnell auf mich zuzufliegen.



Im Rahmen unseres FDH-Sommerfestes hatten wir ein Freundschaftsspiel gegen die Lokomotive Lebenshilfe zu bestreiten. Wir gewannen mit 6:3.

Am 07.12.2002 stand nun das Rückspiel an in der Thomas-Mann-Oberschule im Märkischen Viertel. Das Spiel begann schon gegen 10 Uhr morgens. Unsere Mannschaft hat sehr gut gespielt und am Schluss mit 4:3 gewonnen.

Nach diesem Spiel wurden die Mannschaften untereinander aufgeteilt und wir haben ein Mini-Turnier bestritten, was allen Beteiligten sehr viel Spaß gemacht hat. Jeder musste gegen jeden antreten. Ich war sehr aufgeregt und nervös, denn ich konnte nicht so gut einschätzen, wie mich die Mannschaft aufnimmt, in der ich spielte. Deswegen war es für mich sehr wichtig, den ersten Schuss bei meinem ersten Spiel sicher zu halten. Dadurch konnte ich der Mannschaft Vertrauen geben. Mir ist durchaus bewusst, dass mich bestimmt andere Spieler aus diesem Turnier unterschätzt haben, die mich noch nicht kannten. Für mich war es wichtig, mich auch mal gegen andere Mannschaften behaupten zu können.

Die Stimmung an diesem Tag war zu jeder Zeit mehr als gut. Jeder Spieler war mit Lust und Freude dabei. Es gab kaum Fouls, und die Schiedsrichterleistung war ebenfalls tadellos. Ich würde mir allerdings wünschen, dass beim nächsten Turnier die

Spielzeiten verlängert werden könnten. Vielleicht sollten derartige Begegnungen auch gegen andere Mannschaften gesucht werden. Dadurch würde die Motivation gefördert. Die Spieler wüssten so, dass sich das Training Woche für Woche auch wirklich lohnt, denn wer will immer nur trainieren?

Mein besonderer Dank gilt unserem Spielertrainer Solms Schipke und dem Betreuer der Lebenshilfe. Ausdrücklich möchte ich auch der Küche des FDH ein großes Lob aussprechen. Sie hatte unserer Mannschaft Lunchpakete bereitgestellt.

Hiermit verabschiede ich mich von all den Lesern und danke noch einmal meinem Trainer für das Vertrauen. Ich hoffe, dass Ihr Leser auch ein wenig Spaß an diesen Zeilen hattet. Ich persönlich würde mich freuen, wenn das Interesse an unserer Mannschaft wachsen würde.

Mit sportlichem Gruß,
Euer

Andreas Frahn



Das Tagebuch eines Kakaniers

Im „Weißen Rössl am Wolfgangsee...“ Wissen Sie eigentlich noch, wer diese populäre Operette komponierte? War das nicht ...?

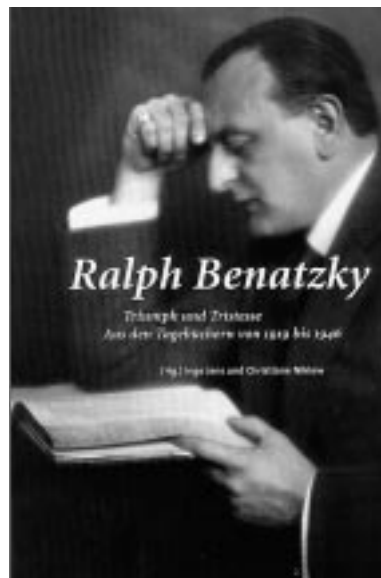
Die reifere Jugend erinnert sich vielleicht an den Namen dieses Mannes, der in den Goldenen Zwanzigern in Berlin-Lichterfelde lebte und von dem unzählige Chansons, Liedersammlungen, Filmmusiken, Songs und manche Bücher stammen. Die eingangs genannte Operette sah er eigentlich als eine seiner schwächsten Leistungen an, und die Ironie des Schicksals wollte es, dass er – fast vergessen und doch vielfach betrauert – mit einem Trauermarsch zu Grabe getragen wurde, dessen Melodie dem „Weißen Rössl“ entlehnt war. Es handelt sich um den Schriftsteller und Komponist Ralph Benatzky, der zu seinen vielen Melodien immer eigene Texte schrieb. Wie viele berühmte „Ur“-Berliner stammte er gar nicht aus dieser Stadt, sondern wurde 1884 in Österreich-Ungarn, in Mährisch-Budwitz als Sohn eines Lehrers geboren. Beim KuK-Militär gefiel es ihm nicht so recht, denn es zog ihn zur Musik. Ob als Pianist, Reisebegleiter, Sekretär oder Kurdirektor – unentwegt schrieb und komponierte Benatzky. Die Zahl seiner Tätigkeiten war so vielfältig wie die Sprachen, in denen er sich fließend unterhalten konnte: Tschechisch, Englisch, Französisch, Ungarisch, Polnisch, Jiddisch und Deutsch, dazu Wienerisch, Berlinerisch und Böhmisches... Er war ein echter Kakanier. Sein erstes Buch „Die elfte Muse“ wurde sogar zur allgemeinen Bezeichnung für Kabarett und Kleinkunst.

Inge Jens und Christine Niklew kommt das Verdienst zu, eine Auswahl aus seinen Tagebüchern aus der Zeit von 1919–1946 herausgebracht zu haben. Diese Jahre werden aus sehr persönlicher Sicht wider-

gespiegelt, und es ist keineswegs eine glatte Erfolgsstory. Benatzkys Weg begleiteten auch viele Enttäuschungen und Niederlagen. Seiner beschwingt-mitreisenden Musik hörte man nicht an, wie schwer ihrem begabten Urheber das Komponieren fiel. Der aufkommende Nazismus führte dazu, dass er 1932 seinen Wohnsitz in der Schweiz nahm, nicht zuletzt auch, weil seine Ehefrau „Kirschi“ Jüdin war. 1938 ging das Ehepaar in die USA, aber Arbeitsaufträge blieben aus, so dass sie in die Schweiz zurückkehrten. Mit der Annexion der Tschechoslowakei erhielt Benatzky automatisch die Staatsbürgerschaft des Deutschen Reichs, was ihn keineswegs glücklich machte. Zudem kamen bis November 1941 aus Deutschland verlockende Angebote der UfA für Filmmusikkompositionen. Schon früher hatte er viele Filmmusiken geschrieben, u.a. „Ich stehe im Regen“ für die umschwärmte Zarah Leander. Die Schweiz lehnte jedoch sei-

nen Antrag auf Einbürgerung ab, obwohl er bereits sieben Jahre dort gelebt hatte, so dass 1940 die endgültige Emigration in die USA erfolgte. Mit enormem Fleiß komponierte, adaptierte und übersetzte Benatzky in seiner neuen Umgebung – Erfolge blieben ihm aber – wie so vielen Emigranten – verwehrt. Die nüchterne Jagd nach Geld war nicht sein Fall. Es waren bittere Jahre in der Fremde, in der der Künstler nicht heimisch werden konnte. Erst 1946 erhielt er die US-Staatsbürgerschaft und kehrte

nach Europa zurück. Nach Zwischenstationen in Paris und Zürich lässt Benatzky sich wieder in Thun/Schweiz nieder. Obwohl weiter arbeitend, gelingt es ihm nicht, in der veränderten neuen Welt nach dem Krieg heimisch zu werden – die alte gibt es nicht mehr. 1957 stirbt er in Zürich.



Es ist ein sehr persönliches Buch, das mit diesen Tagebüchern vorgelegt wird, aber auch der Bericht eines Zeitzeugen. Nicht nur das große Weltgeschehen spiegelt sich hier, viel mehr auch eine Zeit, über die wir heute immer weniger wissen, gesehen mit den Augen eines Künstlers. Junge Leute haben wenig Kenntnis von dieser Zeit, denn der Geschichtsunterricht berührt dieses Thema kaum oder nur mit wenigen Zeilen, und viele Filme mit einem historisierenden Anspruch vermitteln ein einseitiges, dem heutigen Geschmack angepasstes Bild.

Hier ist der alltägliche Bericht eines sensiblen Menschen aus diesen Jahren, subjektiv, vielleicht manchmal umständlich, aber persönlich sehr ehrlich, Depressionen und Ängste nicht aussparend. Es ist ein Buch, das bei Älteren und bei Musikfreunden Erinnerungen weckt, das aber auch für interessierte jüngere Menschen nicht uninteressant sein dürfte. Vielleicht auch deshalb, weil Benatzky ein überzeugter Pazifist war und den Krieg ablehnte.

Wissen Sie jetzt, was ein Kakanier ist? Dieses untergegangene Wort ist die scherzhafte Bezeichnung für Künstler aus der kaiserlich-königlichen (ka-ka) österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie. Vielleicht waren sie die ersten Europäer, denn für sie waren Staatsgrenzen keine Schaffensgrenzen, engstirniger Fanatismus und dumpfer Nationalismus war ihnen fremd.

Dr. Rudolf Türber

Hg: Inge Jens und Christiane Niklew
RALPH BENATZKY
Triumph und Tristesse – Aus den Tagebüchern von 1919 bis 1946
ParthasVerlag GmbH 2002
443 Seiten
ISBN 3-932529-43-0



Eingeschlossen im eigenen Körper

Günter Müller legt mit „Im Reich der Halluzinationen“ einen sehr persönlichen Bericht vor. Oberflächliche Betrachter, die den Wert eines literarischen Werkes nach der Anzahl der gedruckten Seiten oder dem Gewicht des beschriebenen Papiers beurteilen, würden dieses Buch wohl gar nicht wahrnehmen. Dabei ist der schmale Band unter Bedingungen entstanden, die sehr schwer vorstellbar sind.

Der Autor erlitt mit 47 Jahren einen Schlaganfall mit nachfolgendem Locked-in-Syndrom (LIS). Das bedeutet, der Körper ist völlig gelähmt, es ist kein Sprechen möglich, kein Schlucken, keine Bewegung – einzige Kommunikationsmöglichkeit mit dem Betroffenen, der bei vollem Bewusstsein ist, erfolgt über den Lidschlag des Auges. Dem Menschen selbst fehlt jede Information über die Bewegung des eigenen Körpers, er ist gelähmt, kann jedoch denken, sehen und hören. Das Syndrom ist therapierbar, die Therapie

bedarf aber enormer Willensanspannung, Geduld und viel Zeit. Mühselig und sehr klein sind die Fortschritte, erreicht mit ständigem Bemühen, oft vergeblichem Üben und nur mit Unterstützung anderer Menschen, vor allem Müllers Frau. Günter Müller schwebte nach seinem Schlaganfall zwischen dem Erkennen der Realität und einer Traumwelt, die durch Ängste und ungerechtfertigte Befürchtungen gekennzeichnet ist, ob seine Ehefrau auch zukünftig mit ihm zusammen leben will. Er braucht Zeit bis zur Akzeptanz des gegenwärtigen Zustandes. Es wird der tiefe Einschnitt deutlich, den das Ereignis auf das Leben dieser beiden Menschen ausübte: Verlust des Arbeitsvermögens, die Berufsaufgabe der Ehefrau, Anforderungen aus Pflege und Therapie, die finanziellen Einschränkungen, die veränderten Beziehungen zu anderen Menschen, die Notwendigkeit einer lebenslangen Therapie, die Umstellung auf Sprachcomputer und Beatmungsmaschine als unabdingbare Hilfsmittel – alles Kennzeichen des „zweiten Lebens“ Günter Müllers, der dazu mitteilt: „Ein normaler Mensch wird kaum nachvollziehen können wie wichtig es für mich ist, wieder am Leben teilzuhaben.“

Das Buch, übermittelt Buchstabe für Buchstabe über eine sehr komplizierte Kommunikationsebene, wird so ein Stück Therapie und Botschaft an andere Betroffene nicht aufzugeben. Der Bericht wird ergänzt durch einen Beitrag von Gudrun Müller über die heutige Pflege zu Hause und einen Kommentar der behandelnden Ärztin aus den Heilstätten Beelitz.

Dem gleichen Thema und Günter Müller ist auch eine andere Publikation gewidmet: „Metamorphose“. Beide werden herausgegeben von LIS e.V. – „Förderverein zur Gründung einer Stiftung zur Verbesserung der Lebensumstände von Menschen mit Locked-in-Syndrom“. Ziel des im Mai 2000 gegründeten Vereins sind u.a. der Aufbau einer Gesprächsrunde für Patienten und Angehörige, die Bereitstellung von Kommunikationsmöglichkeiten

und das Sichern einer optimalen Therapie für Betroffene. Zudem wird ein Dokumentationszentrum geschaffen sowie weitere Publikationen und Tagungen vorbereitet. Die Geschäftsstelle von LIS e.V. ist im Königin Elisabeth Herzberge Krankenhaus in Berlin-Lichtenberg.

c/o: Dr. Karl-Heinz Pantke und Christine Kühn, Mansteinstr. 3, 10783 Berlin
e-mail: locked-in-syndrom@nexgo.de,
Beratungstelefon: 16.00-19.00 Uhr, die-
do: 030/ 54 72 52 70
Fax: 030/ 216 88 72

Dr. Rudolf Turber

Günter Müller:

„Im Reich der Halluzinationen / Das Locked-in-Syndrom“

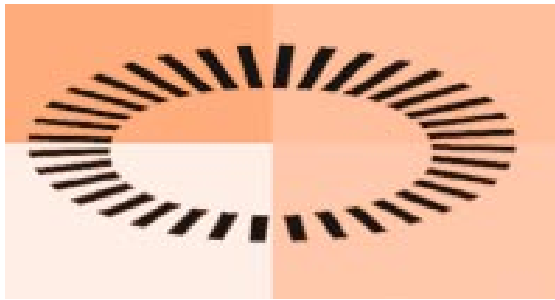
ISBN : 3-00-009219-6, Euro 4,90

„Metamorphose“, Band 2 / 2002,

ISBN 3-00-010525-5, Euro 4,90

Herausgeber: LIS





Ein Kirchentag für alle – unser Engagement

Der Ökumenische Kirchentag
2003 und die Fürst
Donnersmarck-Stiftung

Das ist eine wirkliche Großveranstaltung, der ökumenische Kirchentag vom 28. Mai bis zum 1. Juni 2003, und Berlin ist Gastgeber. Die Fürst Donnersmarck-Stiftung nimmt Ihre Gastgeberrolle als Berliner Stiftung innerhalb der Diakonie ebenfalls ernst und engagiert sich vielfältig. Sie stellt Personal im Service-Zentrum für Menschen mit Behinderung. Wenn Sie in der Halle 13 / 14.1 eine Kaffeepause machen, treffen Sie am Info-Counter auch auf Menschen mit Behinderung, die der Stiftung verbunden sind, denen wir im Vorfeld schon einmal für Ihren Einsatz danken möchten.

Ebenfalls in dieser Halle können auswärtige Besucher, die Schwierigkeiten mit ihrer Pflege während des Kirchentages haben, über das Service-Zentrum den Bereitschaftsdienst des Ambulanten Dienstes der Fürst Donnersmarck-Stiftung auf der Basis von SGB XI beauftragen.

Auf der Agora (griechisch Markt, öffentlicher Platz, auf dem sich das gesell-

schaftliche Leben abspielt) finden Sie in Halle 1.2 Stand E 16 den Stand der Stiftung. In diesem Bereich des Ökumenischen Kirchentags stellen mehr als 1100 Werke, Verbände, Räte, Stiftungen und ehrenamtlich arbeitende Gruppen aus Kirche und Gesellschaft ihre Arbeit, ihre vielfältigen Projekte und ihr Engagement vor. Auch der Kampagnenbus zum Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderung (EJMB) wird vor Ort sein.

Im Themenbereich „In Würde leben“ präsentiert die Stiftung eine Rollstuhlsimulation. Die Spieler können mit dem realen Rollstuhl eine virtuelle Stadt aus der Rollstuhlperspektive erleben. Mit diesem Spiel will die Stiftung im Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderung (EJMB 2003) die Lebenswelt von Menschen mit Behinderung für ein junges Publikum zeitgemäß erfahrbar machen und Wege zu einem besseren Verständnis von Menschen mit Einschränkungen ebnen. Die Agora wird auf dem Messengelände in Berlin-Charlottenburg ihren Sitz haben. Sie ist von Donnerstag, 29. Mai, bis Samstag, 31. Mai jeweils von 10.00 bis 18.00 Uhr geöffnet (Donnerstag ab 11.00 Uhr).

Am Eröffnungsabend, dem Mittwochabend, sorgt das HausRheinsberg, Hotel am See zusammen mit mehr als 500 Gruppen für ein buntes Auftaktprogramm. Mit regionalen Spezialitäten kümmert sich das Hotel auch um das leibliche Wohl der Besucher. Erfahrungsgemäß treffen sich nach den Eröffnungsgottesdiensten am „Abend der Begegnung“ (19:00 – 22:00 Uhr), der diesmal unter dem Motto „Durchgehend (h)offen“ steht, alle Teilnehmer in ganz lockerer Form. Das Straßenfest reicht vom Brandenburger Tor bis zum Berliner Dom sowie rund um den Gendarmenmarkt. Dort steht auch der Kampagnenbus zum EJMB.

Anlässlich des ÖKT findet für fachlich interessierte Besucher und Berliner am Freitag, dem 30. Mai, 10:00 Uhr eine Führung durch das Fürst Donnersmarck-



Haus statt. Die Gäste lernen nachklinische, neurologische Rehabilitation aus der Nähe kennen. Nebenbei bemerkt, wohnen dort auch Gäste des Kirchentages.

Wenn den Besuchern der Trubel rund um den Funkturm und in der Stadt einfach zu viel wird, bietet die Villa Donnersmarck einen Meditationsraum, der neben dem Garten zum Ausruhen lädt.

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung „als Berliner Stiftung, die sich die Rehabilitation und die Unterstützung von Menschen mit Behinderung auf die Fahnen geschrieben hat, möchte Sie während Ihres Aufenthaltes in Berlin mit Angeboten zur Kommunikation, zur Entspannung und zur Information begleiten. Wir möchten Sie so unterstützen, dass Sie Ihre Vorstellungen, Erwartungen und Wünsche auf diesem Kirchentag in die Tat umsetzen können“, beschrieb Wolfgang

Schrödter, Geschäftsführer der Fürst Donnersmarck-Stiftung, die Intentionen zum Engagement der Stiftung. „Dazu wird eine Info-Hotline unter der Telefonnummer: 030 / 847 187 0 eingerichtet. Sie ist täglich von 8:00 Uhr bis 18:00 Uhr besetzt.“

Und wie könnte Ihr Beitrag aussehen? „Neukölln trifft Nairobi, Marzahn trifft Meinerzhagen. Die vielfältige Welt der Ökumene kommt nach Berlin. Öffnen Sie ihr die Tür und werden Sie Gastgeber!“, so hat es der Schirmherr der Privatquartier-Kampagne des Ökumenischen Kirchentages, Altbundespräsident Richard von Weizsäcker, in seinem Aufruf an die Berliner formuliert. Denn die Quartiermacher suchen in der Stadt noch Privatunterkünfte für einen Teil der über 100.000 erwarteten Gäste. Wenn Sie in der Lage sind, einem Kirchentagsbesucher (mit Behinderung) in Berlin oder Potsdam ein Dach über dem Kopf und ein Frühstück bieten zu können, wenden Sie

Schirmherr der
Privatquartier-
Kampagne des
Ökumenischen
Kirchentages, Altbundespräsident
Richard von
Weizsäcker



sich bitte an die Schlummernummer 030 / 234 55 200. Auch im Internet können Sie unter www.oekt.de direkt eine Übernachtungsmöglichkeit melden.

Thomas Golka

Tipps & Termine

Villa Donnersmarck
Schädestraße 9-13
14165 Berlin

Weitere Informationen
unter Tel: 847 187 22 (Frau Rebenstorf)
oder per mail an: rebenstorf.fbb@fdst.de

Kulturelles Wochenende in der Villa Donnersmarck 17. und 18. Mai 2003

Samstag, 17. Mai

16:00–18:00 Uhr
Pastabuffet beim Bariton
19:00 Uhr
Öffentliche Probe der Werkstatt der Theatergruppe der Fürst Donnersmarck-Stiftung

Sonntag, 18. Mai

11:00–13:00 Uhr
Brunch im Wintergarten
13:00–14:00 Uhr
Vernissage 1. Bildnerisches Schaffen
2. Landschaftsmalerei
14:00–15:00 Uhr
Frühlingskonzert mit den Lichterfelder Kammermusikern

Ikebanaworkshop für junge Menschen mit Behinderung

Samstag, 24. Mai und Sonntag, 25. Mai 2003,
jeweils 12:00–16:00 Uhr

Jour Fixe

Thema: Schmerz – ein quälender Begleiter
Vortrag mit anschließender Diskussion
mit Experten von der Charité Berlin
über Chronische Schmerzen und Behinderung

Mittwoch, 18. Juni 2003, 17:00–19:00 Uhr

Jazz im Kleistpark

Das Café blisse 14 lädt seine Gäste und alle Interessierten ein, dabei zu sein, wenn ab diesem Frühjahr erstmals heißer Jazz in den Kolonnaden des Schöneberger Kleistparks erklingt. Mit den Konzerten soll auf die Erhaltenswürdigkeit der historischen Kolonnaden aufmerksam gemacht werden, deren Bestand aufgrund ihrer schadhafte Bausubstanz stark gefährdet ist.

Der Eintritt ist frei, das Bier vom Fass, die Musik vom Feinsten, was will man mehr?

Die Aktion wird finanziert vom Quartiersmanagement Schöneberg Nord, konzipiert und durchgeführt vom Café blisse 14 und unterstützt von der Fürst Donnersmarck – Stiftung.

25. Mai, 11.00–18.00 Uhr

Blue Bayou und Boogie Radio
(Hot Jazz & Boogie Woogie)

29. Juni, 11.00–18.00 Uhr

Eb Davis & Superband
Gary Wiggins & Band
(Blues, Rhythm'n'Blues, Black Music)

Veranstaltungsort:

Kleistpark (Eingang Potsdamer Straße)
U7, Bus 148
Rollstuhlgerechte Sanitäranlagen vorhanden.



Sicher in betreute vier Wände

Lotse – Anlauf, Beratungs- und Vermittlungsstelle für Menschen mit Behinderungen, die einen betreuten Wohnplatz suchen



Die Idee

Die Projektidee antwortet auf verschiedene Fragestellungen aus der Praxis:

Wie finde ich zügig einen meinen Bedürfnissen entsprechenden betreuten Wohnplatz?

Wer berät mich fachkompetent und umfassend?

Wo finde ich eine zentrale Auskunft bezüglich des gesamten Berliner Angebots im Betreutes Wohnen?

Die Anfänge

In Zusammenarbeit aller Berliner Träger von Wohneinrichtungen für Menschen mit Behinderungen und mit Unterstützung der Senatsverwaltung entstand das Projekt Lotse. Das ist jetzt fast fünf Jahre her. Im Oktober 1997 starteten die Aktion weitblick – betreutes wohnen – gGmbH, die Arbeiterwohlfahrt, Landesverband Berlin e.V., die Fürst Donnersmarck-Stiftung und die Lebenshilfe gGmbH gemeinsam mit der Vorlaufphase des Projektes.

Der Name

Ein prägnanter und inhaltlich passender Name wurde gesucht und gefunden. Wie alle Lotsen will auch das Projekt seine Nutzerinnen und Nutzer sicher zum Ziel begleiten. Ein Leuchtturm als Logo unterstreicht den wegweisenden Charakter.

Das Angebot

Lotse richtet sich an zwei große Zielgruppen, die Wohnplatzsuchenden und die Wohnplatzanbieter.

Lotse ist Ansprechpartner für alle erwachsenen Menschen mit geistigen, körperlichen und Mehrfachbehinderungen sowie deren Angehörige, die Fragen zu oder Bedarf an betreuten Wohnmöglichkeiten im Rahmen der Eingliederungshilfe (§§ 39 ff BSHG) haben.

Gleichzeitig ist Lotse Ansprechpartner für die Anbieter dieser Wohnmöglichkeiten, die ihre freien Kapazitäten melden können. Dabei finden alle Wohnformen (Wohnstätte, Wohngemeinschaften, Betreutes Einzel- oder Paarwohnen) Berücksichtigung. Lotse bringt die Suchenden und die Anbieter zusammen.

Die Arbeitsweise

Eine Mitarbeiterin von Lotse ist wochentags zu den üblichen Bürozeiten (donnerstags in der Zeit von 15.00–18.00 Uhr) immer erreichbar.

Lotse ist an vier regionalen Standorten in Berlin vertreten:

- Region West in Wilmersdorf,
- Region Süd-West in Steglitz,
- Region Mitte/Nord in Mitte,
- Region Süd-Ost/Ost in Neukölln.

Im telefonischen Erstkontakt wird grundsätzlich die regionale Zuständigkeit

geklärt, so dass die InteressentInnen von Anfang an eine feste Ansprechpartnerin haben. In der Regel wird ein persönliches Gespräch vereinbart. Hier werden Fragen und Wünsche besprochen, Perspektiven entwickelt und die InteressentInnen auf entsprechende Wohnplatzanbieter orientiert. Während des gesamten Prozessverlaufs von der Kontaktaufnahme bis zum Einzug steht Lotse unterstützend als Ansprechpartner bei Fragen, Problemen oder Umorientierungen zur Verfügung.

Durch das Zusammentragen umfangreicher Informationen zu den betreuten Wohnangeboten in Berlin, gestützt durch persönliche Eindrücke bei Besuchen vor Ort, hat Lotse ein umfassendes Wissen erworben. Viele Wohnplatzanbieter melden ihre freien Plätze.

Als Instrumentarium für die Erfassung des Bedarfs der Wohnplatzsuchenden als auch des Angebots der Wohnplatzanbieter sind Erhebungsbögen entwickelt worden. Die Daten stehen allen Regionen zur Verfügung. In regelmäßigen wöchentlichen Koordinierungstreffen werden Informationen ausgetauscht und gemeinsam Lösungen für InteressentInnen erarbeitet.

Die Erfahrungen

Eine intensive Öffentlichkeitsarbeit und der Aufbau von Kontakten zu den Anbietern von betreuten Wohnangeboten, Fachgespräche mit den Trägern der Einrichtungen, den gesetzlichen BetreuerInnen und den Beratungsstellen der Bezirke, vor allem aber Mund-zu-Mund-Propaganda haben dazu geführt, dass Lotse eine verlässliche und wichtige Institution in Berlin geworden ist.

Die Ergebnisse

In jährlichen Sachberichten stellt Lotse die statistischen, aber auch inhaltlichen Ergebnisse seiner Arbeit ausführlich dar. Ein wichtiger Aspekt dabei ist, auch auf die Versorgungslücken genau einzugehen und somit eine Grundlage dafür zu bie-

ten, die Angebote bedarfsorientiert zu gestalten.

Die Zukunft

Auch in Zukunft will Lotse Menschen mit Behinderungen darin unterstützen, ihren Lebensraum in dem vielfältigen Berliner Angebot zu finden und die gute Zusammenarbeit mit den Trägern fortzuführen.

Der Kontakt

überregional:

Telefon: 01803 24 17 24

internet: www.lotse-berlin.de

regional:

Lotse, Region Mitte/Nord

Wallstr. 15 / 15a

10179 Berlin

Tel. 60 08 49 50

e-mail: mitte-nord@lotse-berlin.de

Lotse, Region Süd-Ost/Ost

Kopfstr. 17

12053 Berlin

Tel. 68 82 23 23

e-mail: sued-ost@lotse-berlin.de

Lotse, Region Süd/West

Markelstr. 24a

12163 Berlin

Tel. 79 70 74 96

e-mail: sued-west@lotse-berlin.de

Lotse, Region West

Babelsberger Str. 41

10715 Berlin

Tel. 85 72 84 15

e-mail: west@lotse-berlin.de

*Jeder Lauf,
Ob zur Sonne oder zur Nacht,
Führt zum Tode,
Führt zu neuer Geburt,
Deren Schmerzen die Seele scheut.*

*Aber alle gehen den Weg,
Alle sterben,
Alle werden geboren,
Denn die ewige Mutter
Gibt sie Ewig dem Tag zurück.*

(Hermann Hesse)

Wir trauern um unsere langjährigen
Gruppenmitglieder aus der Villa Donnersmarck,
die im Jahr 2002 verstorben sind:

Angelika Mau, Gartengruppe
Margarete König, Neuköllner Gruppe
Gisela Hölzel, Neuköllner Gruppe
Elisabeth Mansky, Loccy Gruppe
Charlotte Friesecke, Te - Ta Gruppe
Hans Förtsch, Te - Ta Gruppe

Plötzlich und unerwartet starb am
9. Januar 2003 unsere Bewohnerin

Andrea Richter

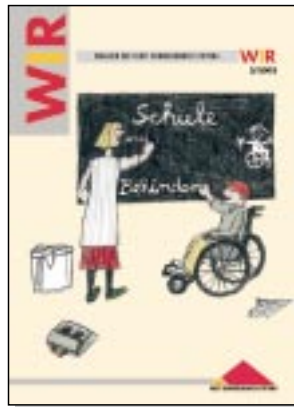
aus dem Betreuungsverbund Nordufer.

Die Bewohner, Mitarbeiter und die
Leitung sind alle sehr traurig.



Aus dem Inhalt:

- Ambulante Pflege – gestern und heute
- Die Rumänen kommen – junge Partner in Europa
- Hintergründe zum Metzler-Bogen
- 75 Sack Kohle für die BVG
- Fürstliches Haus in neuem Outfit
- Bewundernswerte Frida Kahlo
- Zauber der Musik – eine Reise nach Salvador de Bahia
- Wo etwas aus den Händen fällt, bleibt es liegen.



Aus dem Inhalt:

- Unnötige Hindernisse für Sehbehinderte Besucher – die Ausstellung „(Im-)perfekte Mensch“
- Schule und Behinderung:
 - Jedes Kind ist unterschiedlich
 - Rotlichtbestrahlung
 - Drei Zwerge lernen lesen
- Die mit dem Telebus tanzen
- Kann und darf menschliches Leben patentiert werden?
- Helen Keller und Anne Sullivan
- Kongress: Vernetzt arbeiten in der Praxis



Aus dem Inhalt:

- Schallschutzmauer und Entschädigung
- Behinderte reisen – behinderte Reisen
- Wege ebnen für ein barrierefreies Holocaust-Mahnmal
- Louis Armstrong und ein Fan
- Für sozial ausgewogene Sparmaßnahmen
- Eine transparente Werkstatt
- Mit den Augen sprechen ...
- Allein in S- und U-Bahn – als Rollstuhlfahrer

Sie möchten regelmäßig die WIR lesen?

Die WIR erscheint drei Mal im Jahr und wird Ihnen gerne **kostenlos** zugesandt. Bitte senden Sie uns den ausgefüllten Bestellcoupon oder faxen Sie eine Kopie an 030-76 97 00-30.



Name

Ich möchte gerne regelmäßig und kostenlos die WIR erhalten

Straße

PLZ

Ich möchte weitere Informations- und Veranstaltungsangebote der Fürst Donnersmarck-Stiftung

Ort

An die
Fürst Donnersmarck-Stiftung
Öffentlichkeitsarbeit
Dalandweg 19

Ich brauche Exemplar(e)

der aktuellen Ausgabe

der Ausgabe 3/2002

der Ausgabe 2/2002

der Ausgabe ...

12167 Berlin (Steglitz)

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung und ihre Teilbereiche:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Dalandweg 19, 12167 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 76 97 00-0

Fürst Donnersmarck-Haus

Ev. Rehabilitationszentrum
Wildkanzelweg 28, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 06 06-0

Wohnheim am Querschlag

Am Querschlag 7, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 40 10 36 56

Ambulant Betreutes Wohnen

Wohngemeinschaften und Betreutes Einzelwohnen

Babelsberger Str. 41, 10715 Berlin
Tel: 0 30 / 85 75 77 30

Ambulanter Dienst

Zeltinger Str. 24, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 40 60 58-0

Freizeit, Bildung, Beratung

Villa Donnersmarck

Schädestr. 9-13
14165 Berlin (Zehlendorf)
Tel: 0 30 / 84 71 87-0

blisse 14

Blissestr. 14, 10713 Berlin (Wilmerdorf)
Gruppenräume:
Blissestr. 12/Ecke Wilhelmsaue
Tel: 0 30 / 8 21 10 91/92

Café blisse 14

Blissestr. 14
10713 Berlin (Wilmerdorf)
Tel: 0 30 / 8 21 20 79

Wohnanlage für Behinderte

Zeltinger Str. 24, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 01 30 28

Gästehaus Bad Bevensen

Alter Mühlenweg 7, 29549 Bad Bevensen
Tel: 0 58 21 / 9 59-0

Reisebüro

Blissestr. 12, 10713 Berlin (Wilmerdorf)
Tel: 0 30 / 8 21 11 29

HausRheinsberg Hotel am See

Donnersmarckweg 1, 16831 Rheinsberg
Tel: 03 39 31 / 3 44-0

FDS Gewerbebetriebsgesellschaft mbH

Albrechtsr. 60B, 12167 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 7 94 71 50

Internet: www.fdst.de